



Berlin, den 5. August 1899.

Die Reize und das Leben.

Wenn man wissen will, ob ein bewegungslos daliegendes Thier noch lebt, so reizt man es, indem man es berührt oder im Nothfall auch sticht, kneift, brennt oder ät. Bleiben auch diese drastischeren Reizmittel ohne Erfolg, dann sagt man, das Thier ist nicht mehr reizbar, es ist also tot. Die Physiologen aber besitzen in den elektrischen Strömen noch einen besonders empfindlichen und fein abgestuften Gradmesser für die vitale Irri- tabilität. Man reizt also z. B. einen ausgeschnittenen Froshmuskel oder dessen Nerven mit Hilfe der Elektroden einer galvanischen Batterie; und wenn es auch mit den stärksten Strömen nicht mehr gelingt, eine Zuckung zu erzielen, dann sieht man darin den Beweis, daß das Leben aus dem Muskel gewichen ist.

Während aber beim Muskel der sichtbare Reizerfolg in seiner Form- veränderung besteht, giebt es auch Organe, die auf einen Reiz in anderer Weise reagieren. Reizt man z. B. eine Speicheldrüse unmittelbar oder durch Vermittelung ihres Nerven, so produziert und entleert sie ihr Sekret; andere Organe antworten auf den selben Reiz mit einer Lichtwirkung, andere wieder mit der Abgabe eines kräftigen elektrischen Schlags. Aber alle lebenden Gebilde ohne Ausnahme produziren in Folge ihrer Reizung mehr Kohlenäure und mehr Wärme als im ungereizten Zustand; und da wir gewöhnt sind, überall, wo Kohlenäure unter Wärmeentwicklung zum Vorschein kommt, an einen Ver- brennungs- oder Oxydationsprozeß zu denken, so folgern wir daraus, daß die vitale Oxydation durch den Reiz in mächtiger Weise angefacht wird.

Was verbrennt nun aber bei der vitalen Oxydation?

Auf diese Frage antwortet die heutige Wissenschaft, daß bei dieser Ver- brennung entweder die eingeführten Nahrungstoffe oder die im Körper an- gesammelten Reservestoffe verbrannt werden; und sie fügt sich bei ihrer Aus-

sage auf folgende Thatsachen, die durch die tägliche Erfahrung und das Experiment übereinstimmend festgestellt sind.

Wird ein Thier zu angestrenzter Arbeit gezwungen, werden also seine Muskeln durch äußere Reize zu häufigen Kontraktionen angeregt, so kann es seinen Körper und die in ihm enthaltenen Reservestoffe nur dann erhalten, wenn man ihm dabei reichliche Nahrung gewährt; und da in diesem Falle die Elemente der Nahrung in Verbindung mit dem eingeathmeten Sauerstoff in den Auswurfstoffen zum Vorschein kommen, so schließt man, daß in Folge der Reizung eine Verbrennung der Nahrungstoffe stattgefunden hat. Bekommt aber das Thier in der Arbeitszeit keine oder nur ungenügende Nahrung, so verschwinden nach und nach seine Reserven, zumeist also die Stoffe, die eine ähnliche Zusammensetzung haben wie das Brennmaterial in unseren Öfen, Beleuchtungsapparaten und Maschinen. Das arbeitende und hungernde Thier verliert sein Fett, das — wie Petroleum und Leuchtgas — vorwiegend aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, der ausgeschnittene Froschmuskel verliert durch häufig wiederholte Zuckungen sein Glykogen, eine der Stärke ähnliche Substanz, die die selben Elemente enthält wie Cellulose und Holz; und da auch hier Kohlenäure und Wasser als Verbrennungsprodukte des Kohlenstoffes und Wasserstoffes in gesteigertem Maße produziert werden, so nimmt man ohne Weiteres an, daß die angewandten Reize eine stärkere Verbrennung der Reservestoffe herbeigeführt haben. Man ist aber noch weiter gegangen und hat gesagt: Wie in unseren Maschinen das Heizmaterial verbrennt und bei dieser Verbrennung die in ihm enthaltenen chemischen Spannkraft in verschiedene Formen der Energie, also in Wärme, mechanische Arbeit, Lichtschwingungen oder elektrische Strömung übergehen, so verbrennen die lebenden Organismen ihre Nahrung- und Reservestoffe; und auch hier verwandelt sich die dabei frei werdende chemische Energie in mechanische Arbeit, Wärme, Licht oder Elektrizität.

In Wirklichkeit ist aber die Sache keineswegs so einfach. Denn wir verstehen zwar sehr gut, wie die Brennstoffe in unseren Maschinen angezündet werden, wir haben aber keine Ahnung, wie unsere Nahrung- und Reservestoffe durch einen Reiz in Brand gesteckt werden sollen. Wenn wir Holz, Kohle, Oel oder Leuchtgas anzünden, so benutzen wir dazu einen Zünder, dessen energische Wärmeschwingungen nach der Vorstellung der Chemiker die Moleküle der Brennstoffe in ihre Atome zerlegen. Dabei werden die Affinitäten oder Verwandtschaftskräfte, mit deren Hilfe diese Atome bisher zusammengehalten waren, frei und die Kohlen- und Wasserstoffatome kommen dadurch in die Lage, ihren mächtigen Drang zu dem umgebenden Sauerstoff zu befriedigen. Sie werden also verbrannt oder oxydirt, es entstehen wieder neue kräftige Wärmeschwingungen, diese können wieder die benachbarten Theile des Brenn-

stoffes anzünden, — und auf diese Weise kann die Verbrennung der brennbaren Substanzen weiterschreiten, bis entweder diese aufgebraucht sind oder die Zufuhr des Sauerstoffes auf irgend eine Weise abgeschnitten und damit der Brand wieder erstickt wird.

Ganz anders verhält es sich mit der vitalen Oxydation. Wenn ich ein Thier leise berühre und es in Folge Dessen davonläuft oder davonfliegt, so erfährt der Verbrennungsprozeß in seinen zahlreichen Muskeln eine bedeutende Steigerung und es werden dabei entsprechende Theile des Muskelglykogens, des Blutzuckers und vielleicht auch des Reservettes verbraucht. Aber durch eine einfache Berührung kann ich weder Fett noch Glykogen oder Zucker in Brand stecken oder zersetzen, ja, ich kann Das nicht einmal durch die gewaltsamste Erschütterung dieser Stoffe erreichen; und eben so wirkungslos bleiben auf diese Substanzen außerhalb der lebenden Organismen jene schwachen elektrischen Ströme und jene chemischen oder thermischen Reize, mit deren Hilfe ich in den reizbaren Organismen die selbe Wirkung erziele wie durch eine leise Berührung.

Dazu gesellt sich aber noch eine zweite, mindestens eben so große Verlegenheit. Wenn man den brennenden Substanzen in unseren kalorischen Maschinen dadurch mehr Sauerstoff zuführt, daß man in dem Heizraum einen starken Luftzug erregt oder ein Gebläse in Gang bringt, so lobert der Brand ganz gewaltig in die Höhe. Bringt man aber das ganze Thier mit allen seinen reizbaren Organen, in denen ja fortwährend eine schwache Verbrennung unterhalten wird, in eine Atmosphäre von reinem Sauerstoff, in der bekanntlich selbst schwer verbrennbare Körper — z. B. ein glühender Eisendraht — in lebhafte Verbrennung gerathen, so wird dadurch die vitale Verbrennung nicht im Mindesten gesteigert, während Das doch augenblicklich geschieht, wenn ich einen Reiz auf die irritablen Theile des selben Organismus ausübe und sie dadurch zur Arbeitsleistung zwingt.

Auch die Zufuhr von neuem Brennmaterial, das Aufschütten von Kohle oder das Einlegen neuer Holzstücke, steigert in unseren Oefen und Maschinen die Verbrennung in auffälliger Weise. Füttere ich aber ein Thier mit noch so großen Mengen von Fett oder Brot, so erziele ich damit nicht etwa eine stärkere Verbrennung dieser Substanzen, sondern nur eine Mästung des Thieres, da der Ueberschuß dieser brennbaren Stoffe inmitten der lebenden und daher auch in fortwährender langsamer Verbrennung begriffenen Organe nicht verbrennt, sondern in Form von Fett oder Glykogen aufgespeichert wird.

Wir sehen also: die übliche Vorstellung, die die Nahrung- und Reservestoffe zum Behuf der Arbeitsleistung in den reizbaren Organen direkt verbrennen läßt, stößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten; und wir wissen daher vorläufig nur Eins bestimmt, nämlich, daß von einer unmittelbaren

Verbrennung dieser Substanzen in Folge der Einwirkung der vitalen Reize unmöglich die Rede sein kann.

Man wird nun vielleicht sagen: Die Reize müssen ja nicht gerade direkt auf die verbrennenden Substanzen einwirken, sondern deren Zersetzung könnte auch durch Vermittelung des lebenden Protoplasmas vor sich gehen. Die Reize wenden sich also zunächst an die reizbare Substanz, das eigentlich Lebende im Organismus, und erst das gereizte Protoplasma wäre dann im Stande, die Zersetzung der toten Brennstoffe zu bewirken.

Diese Voraussetzung scheint allerdings annehmbarer, — aber es scheint doch nur so. Denn an die Stelle des einen Räthfels, wie der Reiz die Anzündung so schwer verbrennlicher Substanzen zu Wege bringen soll, wären nur zwei neue, mindestens eben so schwer zu deutende Räthsel getreten. Erstens möchten wir nämlich wissen, welche Wirkung der Reiz im lebenden Protoplasma hervorbringt, und dann stehen wir wieder vor der schwierigen Frage, wie das gereizte Protoplasma die Anzündung und Zersetzung der schwer verbrennlichen und schwer zersetzlichen Nahrung- und Reservestoffe herbeiführen soll.

Man hat versucht, beide Fragen zu beantworten; aber keine der Antworten kann vor einer strengeren Kritik bestehen.

Gewöhnlich ging man von der Erscheinung der Reizfortpflanzung aus, die z. B. zu Tage tritt, wenn ein Thier, durch ein Geräusch erschreckt, seine Glieder in Bewegung setzt und davonläuft oder davonfliegt. Hier trifft der Reiz zunächst die Endigungen des Hörnerven und pflanzt sich durch diesen Nerv zum Gehirn und weiter durch das Rückenmark und die von ihm ausstrahlenden Nerven zu den Muskeln fort, die sich dann auf den Reiz hin kontrahiren und die Glieder in Bewegung setzen. Während man sich nun über die Veränderungen, die der Reiz direkt an seiner Angriffsstelle hervorrufen, keine besonderen Gedanken gemacht hat, sind für den Mechanismus der Fortpflanzung des Reizes verschiedene Erklärungen versucht worden, von denen aber nur zwei, nämlich die elektrodynamische und die Schwingungstheorie, eine gewisse Bedeutung erlangt haben.

Die erste dieser beiden Theorien, die durch die Analogie des elektrischen Telegraphen auch dem Laien geläufig geworden ist, stellt den Vorgang so dar, daß in den Nervenbahnen elektrische Ströme fortgeleitet werden, die die Muskeln und die anderen innervirten Organe wie Telegraphenapparate in Bewegung setzen. Aber trotz ihrer großen Popularität ist diese Auffassung ganz sicher unrichtig. Denn erstens verlangt jede elektrische Leitung einen geschlossenen Stromkreis; dieser ist aber in den lebenden Organismen nirgends vorhanden. Zweitens fehlt den Nerven eine Vorrichtung für die Isolirung elektrischer Ströme; vielmehr hat sich herausgestellt, daß die Marksheide gewisser Nerven, der man wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit mit den isolirenden

Hüllen eines elektrischen Kabels ohne Weiteres eine isolirende Funktion zuschrieb, gerade besonders gut leitet; und überdies besitzen die wirbellosen Thiere gar keine und auch die Wirbelthiere nicht durchweg markhaltige Nervenfasern. Ferner findet die Fortleitung elektrischer Ströme durch den Nerv auch dann noch ungehindert statt, wenn man ihn an einer Stelle durchschneidet, während eine Fortleitung des Reizes nach einer solchen Durchschneidung gänzlich unterbleibt. Endlich ist aber die Geschwindigkeit, mit der im Nerv der Reiz weiterstreitet, im Vergleich mit derjenigen des elektrischen Stromes geradezu beschämend langsam; denn während der elektrische Strom in einer Sekunde 464 Millionen Meter durchmisst, kann der Nervenprozeß beim Menschen in der selben Zeit nur die kurze Strecke von 34 Metern zurücklegen; und bei den niederen Thieren ist seine Geschwindigkeit noch bedeutend langsamer, so daß sie z. B. in den Nerven der Leichmuschel nur noch zwei Centimeter in der Sekunde beträgt. Nach Alledem ist also nicht daran zu denken, daß die Fortpflanzung der Reize auf der Fortleitung elektrischer Ströme beruhen könnte.

In Folge solcher Bedenken ist nun diese Vorstellung heutzutage von den meisten Physiologen, wenn auch keineswegs von allen, wieder fallen gelassen worden; und die Mehrzahl bekennt sich zu der Vibrationstheorie, die annimmt, daß jede Lebensthätigkeit mit gewissen Schwingungen der Moleküle des lebenden Protoplasmas einhergeht und daß die Reizung und Reizfortpflanzung auf einer Verstärkung dieser Schwingungen und auf ihrem wellenförmigen Weiterschreiten beruhen. Diesem Gedankengang folgend, hat z. B. du Bois-Reymond die Uebung auf ein Geläufigwerden gewisser Molekularschwingungen im Centralnervensystem bezogen; nach Virchow sollen die Nervenmoleküle bei der Ermüdung aus ihrer gewohnten Lage heraustreten und bei der Erholung wieder allmählich in ihre Lage zurückkehren; und Haedel will sogar die psychischen Vorgänge durch verwickelte Molekularschwingungen im Protoplasma der „Seelenzellen“ erklären. Aber auch bei der Analytirung dieser Hypothese stoßen wir sofort auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Vor Allem giebt es in der ganzen bekannten Natur keine einzige molekulare Bewegung von solcher Langsamkeit wie die Reizfortpflanzung in den Nerven; und eben so wenig ist uns eine molekulare Bewegung bekannt, die durch Erwärmung nicht beschleunigt, sondern im Gegentheil verlangsamt würde, wie Das bei der Fortpflanzung der Nervenirregung der Fall ist, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe überschreitet. Aber alle diese Schwierigkeiten treten weit in den Hintergrund gegenüber denjenigen, die sich erheben, sobald man versucht, sich auf Grund der Schwingungstheorie eine konkrete Vorstellung von der Wirkung der Reize im Protoplasma und von den mit der Reizung verbundenen Stoffzerlegungen zu bilden. Denn so gering unsere Kenntniß von der chemischen Struktur des Protoplasmas bis jetzt noch sein mag, so

wissen wir doch Eins bestimmt: nämlich, daß seine chemischen Einheiten eine ganz außerordentliche Labilität besitzen müssen, weil uns die Erfahrung lehrt, daß protoplasmatische Gebilde, wie z. B. die Körper der Amöben oder die weißen Blutkörperchen, schon durch dynamische Einwirkungen von mäßiger Stärke getödet und in ihre Zerfallsprodukte zerlegt werden. Nun können aber alle diejenigen Energien, die eine Zerlegung des lebenden Protoplasmas herbeiführen, also: mechanische Erschütterung, chemische Agentien, Wärme und Elektrizität, zugleich auch als Reize wirken; und doch sollen wir der Vibrationstheorie zu Liebe annehmen, daß, wenn Das der Fall ist, sie die Moleküle des Protoplasmas nicht zerlegen, sondern nur in Schwingungen versetzen; und auch bei dem Zusammenstoß dieser Moleküle unter einander dürfte die lose Bindung ihrer Atome bei Leibe nicht gestört werden, sondern sie müßten wie vollkommen elastische Bälle die ihnen durch den Reizanstöß übertragene Bewegung auf ihre Nachbarmoleküle übertragen.

Noch wunderbarer müßte es aber nach der Vibrationstheorie zugehen, wenn die schwingenden Protoplasma-Moleküle auf die Moleküle der Nahrungstoffe stoßen. Diese Nahrungstoffe bestehen nämlich aus relativ stabilen Verbindungen, denn es gelingt nur mit Hilfe sehr hoher Temperaturen oder durch besonders gewaltsame chemische Einwirkungen, die Eiweißstoffe, Fette und Zucker in einfachere Bestandtheile zu zerlegen. Wenn aber die komplizirt gebauten und außerordentlich labilen Moleküle des lebenden Protoplasmas bei ihren Schwingungen auf die einfacher gebauten und schwer zerleglichen Moleküle der Nahrungstoffe stoßen, dann müßte sich nach der Vibrationstheorie das unverständliche Wunder vollziehen, daß bei diesem Zusammenprall nicht die hochgradig zerleglichen Protoplasma-Moleküle, sondern juist die relativ stabilen Moleküle der Nahrungstoffe zerfallen und daß die Protoplasma-Moleküle ihre zerstörende Thätigkeit gegenüber den schwer zerleglichen Molekülen der Nahrung ad libitum fortsetzen und dabei dennoch das lockere Gefüge ihres eigenen molekularen Baues völlig unverfehrt erhalten.

Dazu kommt dann noch, daß die Nahrungstoffe keineswegs immer der Zerlegung und Verbrennung anheimfallen, sondern daß sie auch zum Aufbau lebender Theile verwendet werden müssen, da ein Wachsthum dieser Theile doch nur auf Kosten der Nahrungstoffe erfolgen kann. Nun findet aber ein Aufbau neuer Theile der lebenden Substanz stets nur in der unmittelbarsten Nähe bereits vorhandener alter Theile statt — eine *Generatio spontanea* wird jetzt von keinem Biologen mehr für möglich gehalten —; wenn also die Nahrungstoffe zum Aufbau neuer Protoplasmatheile verwendet werden sollen, müssen sie unbedingt in die molekulare Nähe der schwingenden Moleküle gerathen; und wenn es also wahr wäre, daß die Nahrungstoffe durch diese Schwingungen zerstört und in Auswurfstoffe verwandelt werden, dann

wäre ein Wachsthum des Protoplasmas auf Kosten dieser Nahrungstoffe einfach undenkbar.

Das Schönste dabei ist aber, daß diese Hypothese für alle die aufgezählten Unwahrscheinlichkeiten, ja, Unmöglichkeiten, die wir mit ihr in den Kauf nehmen sollen, uns nicht einmal eine halbwegs brauchbare Formel für die in Folge der Reize zu Tage tretenden vitalen Leistungen zu geben vermag. Vielmehr hören wir von einem ihrer hervorragendsten Vertreter, Professor Karl Voit in München, daß die Lehre von der Ernährung mit den Wirkungen im Körper nicht das Mindeste zu thun habe. Die Zersetzen der Stoffe im Körper — so lauten seine eigenen Worte — finden nicht statt, weil mechanische Arbeit oder Wärme geliefert werden soll, sondern nur deshalb, weil unter den Bedingungen der Organisation die chemischen Verbindungen der Nahrungstoffe nicht mehr zusammenhalten. Also: die Verbindungen der Nahrungstoffe zerfallen, weil sie in den Bereich der schwingenden Moleküle gelangen; wie sich aber aus diesen Stoffzersetzen die vitalen Leistungen der Organe ableiten: Das zu erklären oder auch nur zu besprechen, lehnt die Vibrationstheorie mit aller Entschiedenheit ab.

Der Mißerfolg der bisherigen Versuche, das Wesen der Reizprozesse mechanisch anzudeuten, liegt also ziemlich klar zu Tage; und dieser Mißerfolg wird auch von namhaften Physiologen expressis verbis zugegeben. So erklärte der vor wenigen Jahren verstorbene leipziger Physiologe Ludwig, daß wir die Frage, mit welchen chemischen Umwandlungen die Erregung und die Erregbarkeit, d. h. also die Reizung und die Reizbarkeit, steigt und fällt und auf welchem Wege die sogenannten Erregungsmittel die Veränderungen in den reizbaren Organen hervorrufen, beim jetzigen Standpunkt unserer Kenntnisse nicht beantworten können und daß wir nicht einmal die Hoffnung haben, zu einer schärferen Fragestellung zu gelangen. Auch Hoppe-Seyler, gleichfalls ein hervorragender Forscher, erklärte es für völlig räthselhaft, wie die Reizung der Organe bei den Umsätzen des Stoffwechsels zur Geltung gelangt; nach Hermann kennt man weder die Natur der Kräfte, die bei der Thätigkeit der Nerven frei werden, noch die chemischen Prozesse, die ihr zu Grunde liegen; und selbst ein Forscher, der mit absoluter Gewißheit behaupten zu können glaubte, daß die geistige Thätigkeit in einer konstanten Beziehung zu gewissen Schwingungen im Nervensystem stehe — Professor Herzen in Lausanne —, mußte sich doch wieder zu dem Geständniß bequemen, daß wir gar nichts über die Art und Weise aussagen können, wie die äußeren Eindrücke in die Nerventhätigkeit übergehen.

Bevor wir uns nun entschließen, das Problem der Reizung für unlösbar zu erklären, sollten wir aber doch auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß vielleicht die bisherigen Lösungsversuche alle irgend eine Voraussetzung ge-

mein hatten, die von vorn herein den Keim des Mißerfolges in sich trug; und wenn wir die bisher aufgestellten Theorien in diesem Sinne einer Prüfung unterziehen, so finden wir in der That, daß sie alle von einer und der selben, in hohem Grade fragwürdigen Prämisse ausgegangen sind, nämlich von der Annahme, daß Nahrungstoffe unter dem Einfluß des Protoplasmas zerlegt und verbrannt werden können, ohne vorher zum Aufbau dieses Protoplasmas verwendet worden zu sein.

Ich nenne diese Voraussetzung aus dem Grunde fragwürdig, weil die Möglichkeit einer solchen Stoffzerlegung zwar theoretisch nicht geleugnet, ihre wirkliche Existenz aber durch die direkte Beobachtung niemals festgestellt werden kann. Wir kennen nur eine Art vitaler Stoffzerlegung, die sicher existirt, und Das ist diejenige, die zu Stande kommt, wenn Nahrungstoffe zum Aufbau neuer Körpertheile verwandt werden und diese Theile sich wieder in tote Zerfallprodukte auflösen. Wird ein Organismus oder einer seiner Theile größer und schwerer, dann wissen wir bestimmt, daß Das nur auf Kosten von Nahrungs- oder Reservestoffen möglich ist, und wenn der selbe Körpertheil abmagert oder schwindet, so wissen wir wieder genau, daß lebende Theile in Auswurfstoffe verwandelt worden sind. Hier sind also die Nahrungstoffe nicht unter dem bloßen „Einfluß“, sondern durch das Zwischenglied des lebenden Protoplasmas zerlegt worden, dieses hat also die Moleküle der Nahrungstoffe nicht durch die Schwingungen seiner eigenen Moleküle zerklüftet oder in anderer mysteriöser Weise zerstört, sondern es hat sie dadurch in Auswurfstoffe verwandelt, daß es sie zu seinem Aufbau benutzte und die Auswurfstoffe bei seinem Zerfall von sich gab. Diese Art der Stoffzerlegung ist also nicht allein vollkommen verständlich, sondern besitzt auch eine wirkliche, von Niemand in Zweifel gezogene Existenz; und die Frage kann sich also nur darum drehen, ob Das die einzige Art der vitalen Stoffzerlegung ist oder ob daneben auch noch die andere — vorläufig bloß theoretisch konstruirte — direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem unbekanntem und undefinirbaren Einfluß des Protoplasmas aufrechterhalten werden kann.*)

Um diese Frage zu entscheiden, wollen wir einmal versuchen, uns den Vorgang der Reizung unter Ausschluß jeder hypothetischen Stoffzerlegung, also von einem streng metabolischen Standpunkt aus, vorzustellen; denn wenn es sich herausstellen würde, daß wir uns diesen Vorgang und die vitalen Prozesse überhaupt auf Grund einer solchen streng metabolischen Auffassung besser

*) In einem kürzlich erschienenen Buche (Allgemeine Biologie, I. Band, Aufbau und Zerfall des Protoplasmas. Wien 1899) habe ich vorgeschlagen, den Stoffwechsel durch Vermittelung von Aufbau und Zerfall der lebenden Substanz als Metabolismus, die direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem hypothetischen Einfluß des Protoplasmas dagegen als Katabolismus zu bezeichnen.

und widerspruchsfrei erklären können als nach der heutigen Methode, die gerade die sicher existierenden metabolischen Prozesse vernachlässigt und den stark problematischen Katabolismus in den Vordergrund stellt, dann dürften wir keinen Augenblick mehr zögern, auf eine ungewisse, schwer verständliche und überflüssig gewordene Vorstellung zu verzichten.

Nehmen wir also einmal an, die Nahrungstoffe würden niemals direkt verbrannt, sondern zunächst immer zum Aufbau neuer Protoplasma-Moleküle verwandt, so müßte daraus vor Allem eine gründliche Aenderung unserer Vorstellungen von der chemischen Struktur dieser Moleküle resultieren. Während nämlich die meisten Physiologen noch heute für selbstverständlich halten, daß diese Moleküle aus Eiweiß bestehen, müßten wir nunmehr annehmen, daß zu ihrem Aufbau außer dem Eiweiß auch noch die anderen Nahrungstoffe, also neben Zucker und Fett auch die mineralischen Bestandtheile unserer Nahrung, verwandt werden, von denen wir bisher nur Eins bestimmt wußten: nämlich, daß sie für Leben und Wachstum nicht nur der Pflanzen, sondern auch der Thiere unentbehrlich sind, ohne aber zu begreifen, worauf denn eigentlich diese Unentbehrlichkeit beruht. Da wir nun aber außerdem wissen, daß eine chemische Verbindung um so zerfälliger ist, je mehr Atome und Atomgruppen zu ihrem Aufbau verwandt werden, so besäßen wir damit auch schon einen Schlüssel für die hochgradige Zerfälligkeit aller protoplasmatischen Gebilde, die so lange unverständlich bleiben mußte, als man diese Gebilde sich bloß aus den schwer zerfälligen Eiweiß-Molekülen aufbauen ließ. Von den Eiweiß-Molekülen wissen wir ja ganz bestimmt, daß sie weder durch leichte mechanische Erschütterung, schwache Wärme- oder Lichtschwingungen noch durch elektrische Ströme oder die schwächeren chemischen Reagentien zerlegt werden, während es jedem Chemiker geläufig ist, daß hochgradig zerfällige Verbindungen durch jede dieser Potenzen zerlegt werden können. Da aber die hier aufgezählten dynamischen Einwirkungen zugleich mit denen identisch sind, die als Reize auf die lebenden und reizbaren Gebilde wirken, so besäßen wir nun mit einem Male eine bestimmte und mechanisch verständliche Vorstellung von der Wirkung dieser Reize in dem lebenden Protoplasma, indem wir einfach annehmen würden, daß jeder wirksame Reiz eine Zerlegung der komplizierten chemischen Einheiten des Protoplasmas in ihre einfacheren Bestandtheile zur Folge hat.

Aber mit dem bloßen Zerfall derjenigen Moleküle der reizbaren Substanz, die direkt von dem Reiz getroffen werden, wäre uns noch wenig gebient. Denn, was den Reizprozeß als solchen charakterisirt, Das ist ja vor Allem die auslösende Wirkung des Reizes, die darin zum Ausdruck gelangt, daß geringfügige dynamische Potenzen eine Wirkung erzielen, die ihrem eigenen Energiegehalt um ein Vielfaches übertreffen. Und dann wäre damit auch

noch nicht erklärt, wie die Wirkung des Reizes so oft in größerer Entfernung von seiner Angriffsstelle zu Tage tritt.

Da kommt uns nun eine Gruppe von Thatsachen zu Hilfe, die ich hier noch nicht genügend zu würdigen Gelegenheit hatte, nämlich das drängende Sauerstoffbedürfnis der meisten lebenden Organismen und ferner besonders der Umstand, daß gerade die nervösen Organe, als deren Funktion wir die Fortleitung der Reizprozesse ansehen müssen, ihre Thätigkeit einstellen, wenn ihnen die Zufuhr von Sauerstoff abgeschnitten wird. Wenn wir uns außerdem daran erinnern, daß die vitale Verbrennung durch jeden Reizprozeß und durch jede auf einen Reiz hin erfolgende Lebensarbeit in auffälliger Weise verstärkt wird, so stellt sich uns die Ausbreitung und Fortleitung des Reizprozesses in folgender Weise dar:

Sobald in einem der direkten Reizwirkung ausgesetzten Protoplasma die Moleküle durch mechanische Erschütterung, Wärmeschwingungen, Elektrizität oder auf irgend eine andere Weise zum Einsturz gebracht werden, müssen die Bruchstücke der zerfallenden Moleküle an zahlreichen Stellen freie Affinitäten darbieten, die den Sauerstoff der umgebenden Atmosphäre oder der umspülenden Säfte an sich reißen, und dabei werden vor Allem die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome der zerfallenen Moleküle zu Kohlenensäure und Wasser verbrannt. Es geschieht also eigentlich das Selbe, was bei jeder anderen Verbrennung geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß es sich bei den gewöhnlichen Verbrennungen um nicht besonders zerlegliche Verbindungen handelt, die erst durch einen bereits brennenden Körper angezündet werden müssen, während wir dem Protoplasma so hochgradig labile Moleküle zuschreiben, daß sie zu ihrer Spaltung nicht erst die hohe Temperatur eines Zünders benöthigen, sondern schon durch jene schwachen dynamischen Einwirkungen zerlegt werden, die wir als Reize zu bezeichnen gewöhnt sind. Ist aber einmal der Zerfall dieser Moleküle eingeleitet und haben sich die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome an deren Reststellen mit dem Sauerstoff unter Wärmeentwicklung verbunden, dann werden durch diese heftigen Wärmeschwingungen auch wieder die zunächst gelegenen Protoplasma-Moleküle zerlegt, auch deren Bruchstücke verbrennen dann unter Wärmeentwicklung, — und auf diese Weise kann sich der oxydative Zerfall, der durch einen Reiz an dem peripheren Ende eines Protoplasmafadens eingeleitet wurde, wie das Glimmen einer Lunte durch die ganze Länge des Fadens fortpflanzen, und zwar mit jener nicht besonders großen Geschwindigkeit, die durch die berühmten Versuche von Helmholtz für die Nervenleitung eruiert worden ist.

Ich denke mir also die Nervenbahn als einen Protoplasmafstrang von außerordentlich geringer Querdimension, eingebettet in eine von nicht labilen Theilen durchsetzte und daher reizfeste Substanz, die es verhindert, daß sich der

Zerfall nach allen Seiten hin verbreitet. Die Nervenbahnen münden aber in die sogenannten Centralorgane (Gehirn, Rückenmark, Ganglien) ein, wo sie sich vielfach gabeln und verzweigen, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß ein an der allgemeinen Decke oder in einem Sinnesorgan hervorgerufener Zerfall auf zahlreichen Bahnen zu anderen reizbaren, d. h. mit labilem Protoplasma ausgestatteten Organen gelangt und in diesen je nach ihrer besonderen Beschaffenheit die mannichfachsten Reizerfolge erzielt.

Von diesen Reizerfolgen ist jedenfalls die Muskelbewegung einer der auffälligsten und zugleich auch derjenige, der dem Nicht-Physiologen am Besten bekannt ist. Wenn also ein Thier in Folge einer Berührung oder eines Schall- oder Lichteindrucks die Flucht ergreift, so stelle ich mir Das so vor, daß sich der Zerfall des Protoplasmas von den Reizaufnahmestellen auf den Nervenbahnen durch das Gehirn und Rückenmark bis zu den Muskeln fortpflanzt, die sich in Folge des Reizerfalles verkürzen und die Körpertheile, an denen sie angeheftet sind, in Bewegung setzen. Die Wirkung des Reizerfalles im Muskel stelle ich mir aber so vor, daß sich in jeder Muskelfaser während der Reizpause neue Protoplasma-Theile aufbauen, die die vorhandenen Theile der Faser der Länge nach in Zugspannung versetzen, und daß diese passive Spannung in dem Augenblick in aktive Verkürzung übergeht, wo die spannenden Protoplasma-Theile durch den Reizerfall beseitigt werden.

Ganz anders erscheint der Reizerfolg auf den ersten Anblick in den Absonderungorganen; und dennoch läßt er sich ohne Schwierigkeit auf das selbe Grundprinzip reduzieren. Wird z. B. der Nerv einer Speicheldrüse gereizt, so setzt sich der dadurch eingeleitete Zerfall bis in das Protoplasma der absondernden Epithelzellen fort, diese werden dadurch für die wässerigen Theile der sie umspülenden Blut- oder Lymphflüssigkeit durchgängiger und zugleich werden der durchtretenden Flüssigkeit jene spezifischen Zerfallprodukte der durch den Reiz gespaltenen Protoplasma-Moleküle mit auf den Weg gegeben, die die verdauende Wirkung des Speichels bedingen. Ueberdies erfahren aber die absondernden Zellen durch den Reizerfall, gerade so wie die Muskelzellen, auch noch gewisse Gestaltveränderungen, in deren Folge das Sekret mit einer nicht geringen Gewalt in die Ausführungsgänge befördert wird. Aber wie jede Muskelkontraktion mit einer bedeutenden Wärmebildung einhergeht, weil sich die Zerfallprodukte der gespaltenen Protoplasma-Moleküle mit dem Sauerstoff zu den bekannten Verbrennungsprodukten vereinigen, eben so entwickelt auch die gereizte und sezernirende Drüse in bedeutendem Maß Wärme, weil auch hier der Reiz einen ausgedehnten Protoplasmazerfall mit allen daran sich knüpfenden Konsequenzen herbeiführt. Das Selbe ist aber auch bei allen anderen reizbaren Organen der Fall, wie immer auch der Reizerfolg bei ihnen ausfallen mag, weil jeder Reiz und

jede durch einen solchen hervorgerufenen vitale Leistung mit einem Zerfall des Protoplasmas und einer Verbrennung seiner Zerfallprodukte einhergeht.

Jetzt begreifen wir aber auch, warum in den lebenden Organismen im Gegensatz zu den kalorischen Maschinen weder die vermehrte Sauerstoffzufuhr noch die reichlichere Einführung der angeblichen Brennstoffe von einer Steigerung des Verbrennungsprozesses begleitet wird. Denn der Sauerstoff kann, wenn er auch noch so reichlich vorhanden ist, doch nicht früher in Aktion treten, als bis die labilen Protoplasma-Moleküle durch einen Reiz gespalten sind, und auch die im Ueberschuß zugeführte Nahrung kann durch den Sauerstoff nicht angegriffen werden, weil Fett, Zucker und Eiweiß innerhalb des lebenden Körpers eben so wenig durch die bloße Gegenwart des Sauerstoffes verbrannt werden können wie außerhalb des Körpers. Nur dadurch, daß sich diese Substanzen an dem Aufbau viel komplizierterer und daher auch viel zersetzlicherer Verbindungen beteiligen, können die sie zusammensetzenden Elemente der Einwirkung des Sauerstoffes zugänglich werden; und auch Das nur in dem Falle, wo ein Reiz die Zersetzung dieser labilen Verbindungen herbeiführt.

Resapitulire ich also in Kürze, so hat sich gezeigt, daß alle Versuche, die Reizvorgänge vom katabolischen Standpunkt aus zu erklären, fehlgeschlagen sind, während es mit Leichtigkeit gelingt, den Begriff der Reizung mit einem mechanisch verständlichen Inhalt zu erfüllen, sobald man die ohnehin problematische Vorstellung, daß die Nahrungstoffe als solche in den Säften verbrennen, über Bord wirft und alle Lebensprozesse auf den Zerfall und Wiederaufbau der chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückführt. Jedenfalls ist aber dadurch erreicht, was Ludwig noch als unerreichbar hingestellt hatte: nämlich, daß wir in Bezug auf das Wesen der Reizung zu einer ganz bestimmten Fragestellung gelangt sind. Diese Frage lautet nämlich: Finden die durch den Reiz hervorgerufenen Stoffzersetzen in den Säften statt oder bewirken die Reize einen Zerfall der organisierten Theile der reizbaren Substanz?

Ich denke aber, auch die Antwort auf diese Frage kann nach dem Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein.

Wien.

Professor Max Raffowitz.



The missing link.

Schon vor dreiunddreißig Jahren proklamirte Haeckel den Affenmenschen oder sprachlosen Urmenschen als hypothetisches Verbindungsglied zwischen den Menschenaffen, (Anthropoiden) und den echten (sprechenden) Menschen. Er nannte ihn Pithecanthropus. Solche Affenmenschen lebten — Das glaubte er, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ behaupten zu können — wahr-

scheinlich gegen das Ende der Tertiärzeit und im Beginn der Quartärzeit. Sie entstanden — nach Haeckel — aus den Menschenaffen durch die vollständige Gewöhnung an den aufrechten Gang und die entsprechend stärkere Differenzirung der vorderen Extremität zur Greifhand, der hinteren zum Gangfuß. „Doch fehlte ihnen das eigentlich charakteristische Merkmal des echten Menschen, die artikulierte menschliche Wortsprache und die damit verbundene bewußte Begriffsbildung, beruhend auf gesteigerter Abstraktion der Anschauungen.“

Der Pithecanthropus blieb eine bestrittene Größe. Und da er doch nur eine hypothetische Existenz führte, so galt er als das sogenannte missing link, das nicht aufzufindende „fehlende Bindeglied zwischen Affe und Mensch“. Die Pithecoïden-Theorie wurde vielfach verspottet. Unter diesen Umständen war es für den Forscher ein Ereigniß von fundamentaler, nicht allein wissenschaftlicher, sondern auch persönlicher Bedeutung, als Eugen Dubois (1894) den Pithecanthropus erectus entdeckte, denn in den versteinerten Knochen schien jener „Affemensch“, den Haeckel hypothetisch konstruirt hatte, greifbar vorzuliegen. „Schien“, sage ich; für Haeckel ist diese Deutung natürlich viel mehr als Schein, sie ist ihm eine unbestreitbare Thatsache und in diesem Sinn hat er sich in seinem auf dem vierten internationalen Zoologen-Kongreß in Cambridge (1898) gehaltenen, später im Druck erschienenen Vortrag: „Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen“ in sehr scharfer Weise ausgesprochen.

Die Meinungen Terer, die dabei mitzusprechen haben, schwanken indessen. Auf dem Zoologen-Kongreß in Leyden (1895) war auch Virchow anwesend, der von je her der Affenabstammung des Menschen einen hartnäckigen Widerspruch entgegengesetzt und die Konstanz der Spezies verteidigt hat. Nach einem Ausspruch des berühmten Pathologen ist der Affemensch „nur im Traum vorstellbar“, nach seiner Ansicht ist es „ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt“, oder, wie er sich in seiner Eröffnungsrede des vor vier Jahren gehaltenen Anthropologen-Kongresses in Wien ausdrückte: der Mensch könne eben so gut vom Schaf oder vom Elefanten wie vom Affen abstammen. Auch in Leyden focht er mit mehr oder weniger Glück die Bedeutung des Pithecanthropus als einer wahren Uebergangsform vom Menschenaffen zum Menschen an, indem er die Zusammengehörigkeit des Schädels und des Oberschenkels als von einem Individuum herrührend überhaupt in Zweifel zog. Hierbei hieß er allerdings auf den Widerspruch der anwesenden Paläontologen*). Auch der Paläontologe B. Dames hat später den Pithecanthropus für „ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch“ erklärt.

*) Auf dem leydenener Kongreß erklärten nach langen Debatten drei zoologische und anatomische Autoritäten, daß die vorliegenden fossilen Reste auf einen Affen, drei andere, daß sie auf einen Menschen, und sechs, daß sie auf eine ausgestorbene Uebergangsform zwischen Mensch und Affe zu beziehen seien.

Wie weit ist nun der Laie bei diesem Streit der Gelehrten mit einem eigenen Interesse betheiligt? So weit es sich um bloße Strukturverhältnisse handelt, im Grunde gar nicht. Wenn ein bedeutender Pathologe einem bedeutenden Zoologen und Dieser wiederum einem bedeutenden Anthropologen (J. Rante) widerspricht, so muß der Laie den Streit auf sich beruhen lassen, bis die Betreffenden oder, was wahrscheinlicher ist, ihre Nachfolger sich einmal geeinigt haben werden. Etwas Anderes ist es aber, wenn von den Strukturverhältnissen auf die intellektuelle und ethische Gesamtpersönlichkeit des Menschen übergegriffen wird. Und Das ist hier in hohem Grade der Fall.

Die in dieser Beziehung in neuerer Zeit beliebt gewordenen Schlußfolgerungen und Behauptungen stützen sich regelmäßig auf den Satz, daß zwischen Thier und Mensch nur ein quantitativer Unterschied herrsche, woraus wiederum folgt, daß Das, was sich im Menschen vorfindet, auch dem Thier — nur in beliebig verringertem Maß und Gehalt — innewohnen müsse. Der Satz an sich ist weniger bedenklich als seine Handhabung. Wenn Haeckel zugiebt, daß „das persönliche Bewußtsein und das klare Denken, das ästhetische Empfinden und das vernünftige Wollen beim Menschen zu einer erstaunlichen Höhe der Vollkommenheit emporgestiegen“ seien, sofort aber hinzufügt, daß „nichtdestoweniger die psychischen Differenzen von unseren Mammaliën-Ahnen nur quantitativer, nicht qualitativer Natur und ihre elementaren Faktoren hier wie dort die Ganglienzellen“ seien*), so kann man in diesem alleralgemeinsten Sinn von „elementaren Faktoren“ ein Gleichartiges allerdings in der ganzen Thier- und Menschenwelt ausfindig machen. In diesem Sinn kann man von embryonalen Formen der Begriffsbildung selbst da sprechen, wo keine Begriffe vorhanden sind. Der Satz — die Ahnenreihe einmal zugegeben — ist, so weit er diese Behauptung aufstellt, nicht wohl anzugreifen und man könnte ihn also gelten lassen, wenn er nur von quantitativen Differenzen spräche, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß eine qualitative Differenz nicht vorhanden sei. Das will er aber ausdrücken, — und darin liegt die Quelle des Irrthums. Sehr richtig weist schon Bischof in seinen Untersuchungen über Goethes „Faust“ darauf hin, daß der Quantitätsunterschied trotz der Gleichheit der Qualität doch auch zu einem Qualitätsabstand werde. „Das Wesen, das ich nach seinem Umfang nie zu erreichen vermag, kann ich doch auch in seiner Qualität, in seiner Tiefe nicht ganz erkennen.“

Ich will ein ganz einfaches Beispiel wählen. Ein Stämper, der einen genialen Künstler nicht erreicht, nie erreichen kann, ist eben durch diesen Abstand, der, als solcher betrachtet, allerdings nur ein quantitatives Verhältniß ausdrückt,

*) E. Haeckel. Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen. Bonn, 1899. S. 44.

auch qualitativ von ihm unterschieden. Darin, daß der Stämper das dem Anderen erreichbare Maß nicht erreichen kann, liegt eben der Qualitätsunterschied.

Dadurch, daß man das angebliche Abstammungsverhältniß des Menschen zum Affen völlig anders behandelt, verschiebt sich das ganze Bild der intellektuellen und ethischen Gesamtpersönlichkeit des Menschen. Jede seiner Eigenarten wird daraufhin angesehen und geprüft, ob sie sich nicht auch in den Grundlinien wenigstens bei den uns nächststehenden Thieren wiederfindet; und wenn die Grundlinien dieser Ähnlichkeit nicht möglichst erkennbar hervortreten, wird sie in Zweifel gezogen, umgedeutet und am Liebsten ganz bestritten. Der Mensch hat zum Beispiel ein Gewissen für sich. Das heißt, was sich in ihm als Bewußtseinsvorgang zuträgt, ist ein eigenartiger, in keinem anderen Geschöpf in der selben Weise verlaufender Vorgang; eben so entfaltet sich das menschliche Liebesvermögen, das die Vergewaltigung ausschließt, in einer Weise, die der Thierwelt unbekannt ist — Belege dafür habe ich in meiner „Psychologie der Liebe“ und in meiner „Trieblehre“ gegeben —: alles Das soll nicht gelten oder wird der vorausgesetzten qualitativen Uebereinstimmung mit der Thierwelt zu Liebe umgedeutet. Schon bei Darwin wird das Gewissen (oder wie Agassiz, dem Darwin zustimmt, sich ausdrückt: „Etwas, das dem Gewissen äußerst ähnlich ist“) zu etwas ganz Anderem, als Das ist, was der Mensch darunter versteht, weil Darwin es gerade da aufsucht, wo es nicht zu finden ist. In Bezug auf Sprache und Vernunft ist eine Umdeutung schwieriger zu bewerkstelligen: man muß ihre auszeichnende höhere Ausbildung dem Menschen schon belassen. Trotzdem wird auch hier der Nachweis einer wesentlichen Gleichartigkeit nach Möglichkeit angestrebt. „Das alte Dogma,“ sagt Haedkel*), „daß nur der Mensch mit Sprache und Vernunft begabt sei, wird auch heute noch bisweilen von angesehenen Sprachforschern vertheidigt, so zum Beispiel von Max Müller in Oxford. Es wäre hohe Zeit, daß diese irthümliche, auf Mangel an zoologischen Kenntnissen beruhende Behauptung endlich aufgegeben würde.“

Ist nun diese möglichste Gleichstellung von Mensch und Thier, diese Reduktion wesentlicher Unterschiede auf verhältnismäßig unwesentliche Größenunterschiede etwa als eine logische zwingende Nothwendigkeit des Transformismus an sich anzusehen? Im Gegentheil: man wird durch ihn und seine stufenweise sich aufbauende Höhenrichtung weit eher an den Ausdruck Herders erinnert, daß alle Geschöpfe der Erde zur Menschenbildung emporstrebten, gleichsam, als ob die Natur „nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sich Alles bildete.“ In der That deuten die Deszendenztheorie und der Transformismus geradezu auf ein kosmisches oder biologisches Gestaltungsprinzip hin, für das das Emporstreben bis zum Menschen, über den es vorläufig doch nicht weiter hinausgeht, charakteristisch

*) a. a. O. S. 12.

ist. Wenn man die ganze von Haeckel und anderen Zoologen konstruirte Stufenleiter der Entwicklung als thatsächlich gegeben annimmt, so hat man das emporstrebende Gestaltungsprinzip gewissermaßen plastisch ausgebreitet vor sich liegen.

Jede Thierstufe erscheint dann als ein für sich abgeschlossener, aber auf einen neuen Akt vorbereitender, mit der menschlichen Thierstufe abschließender Akt dieses Gestaltungsprinzips. Warum hierbei nun wesentliche, durchgreifende Unterscheidungen und Abweichungen einer Stufe von der anderen ausgeschlossen sein sollen, ist gar nicht abzusehen; und die Tendenz, sie gleichwohl auszuschließen oder möglichst herabzumindern, ist nur aus der bereits gerügten irrigen Annahme zu erklären, daß eine quantitative Differenz niemals gleichzeitig eben als solche auch eine qualitative sein könne.

Denn auch das aus der Analogie der Strukturverhältnisse hergeleitete Argument ruht auf sehr schwachen Füßen. Angenommen, die Seelenthätigkeit sei in der That nur als eine physiologische Funktion des Organismus zu betrachten und also durch dessen Struktur bis ins Einzelste bedingt, so wird doch daraus immer nur gefolgert werden dürfen, daß, wenn die bei dem Menschen sich bekundende Seelenthätigkeit in ihrem ganzen Umfang nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen ist mit der seelischen Thätigkeit eines anscheinend wesentlich übereinstimmende Strukturverhältnisse aufweisenden Thieres, die anscheinende Uebereinstimmung vermuthlich auf einer noch unvollständigen, mindestens der Ergänzung bedürftigen Wahrnehmung beruht. Die Möglichkeit ist ja jedenfalls nicht abzustreiten, daß gewisse, anscheinend geringfügige, aber doch wahrscheinlich wesentlich eingreifende Struktur-Abweichungen noch übersehen worden sind oder daß Verhältnisse vorliegen, die immer noch als Strukturverhältnisse aufgefaßt werden können und sich doch den bisherigen Mitteln der Wahrnehmung entziehen. Das könnte namentlich in Bezug auf die Denkforgane, in Bezug auf die Architektur des Gehirnes und das „große occipito-temporale Assoziationcentrum“ der Fall sein, — trotz den gewaltigen Fortschritten, die gerade auf diesem Gebiet durch neuere Forschungen (durch die Arbeiten besonders Flechsig und Anderer) gemacht worden sind. Jedenfalls wird man im Zweifelsfall eher die Genauigkeit so diffiziler Wahrnehmungen in Frage stellen, als die thatsächlich vorliegenden und offenbar werdenden Seelenthätigkeiten und die ethische Charakter-Beschaffenheit des Menschen umdeuten dürfen. Die zoologische Konstruktion verfährt aber gerade umgekehrt. Sie legt die Strukturverhältnisse zu Grunde, bestimmt danach die verwandtschaftliche Beziehung Derer, die sie auf einer analogen Grundlage gestellt findet, und akkomodirt Dem die Aeußerungen seelischen Lebens, auch da, wo diese Aeußerungen sich abweichend verhalten. Auf diese Weise können dann freilich Anthropologie, Zoologie und Pathologie niemals zusammenkommen, was doch im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit sehr zu wünschen wäre.

Kautsky als Wirtschaftshistoriker.

Die Sozialdemokratie hat unter den Industriearbeitern alle anderen Parteien verdrängt; sie gewinnt mit jeder Wahl Hunderttausende von Stimmen, aber nicht entfernt im selben Maße auch Parlamentssitze. So weicht ihr Ziel, die Eroberung der politischen Macht, wie eine Gata Morgana vor ihr zurück, je länger sie in der kapitalistischen Wüste wandert, und so ist die Aufstellung eines zugkräftigen, für Bauern und Landtagelöhner gleich lockenden Agrarprogrammes zur wichtigsten Frage ihrer Existenz geworden. Auf dem frankfurter Parteitage angeregt, wurde ein solches in Breslau vorgelegt und entfesselte einen Debattensturm, der fast zur Spaltung geführt hätte. Es gelang damals, den Miß zu überkleistern; aber die folgenden Parteitage haben doch nicht gewagt, an das heiße Eisen zu rühren.

Ein Hauptgrund für diese kluge Enthaltensamkeit war freilich, daß es damals der Sozialdemokratie zum ersten Male zum Bewußtsein kam, wie wenig ihre Theoretiker von der Landwirtschaft verstanden oder wenigstens gesprochen hatten. „Wohl haben Marx und Engels auch Bedeutendes über agrarische Verhältnisse gesagt, aber in der Regel nur in gelegentlichen Bemerkungen oder kurzen Artikeln . . . Einstimmig wurde daher in Breslau erklärt, eine eingehendere theoretische Erforschung der agrarischen Verhältnisse sei nothwendig.“

Dieser Aufgabe hat sich kein Geringerer unterzogen als Karl Kautsky, der, seit Friedrich Engels gestorben und gegen Eduard Bernstein die „Disziplinaruntersuchung“ eröffnet ist, unbestritten als Oberpriester der marxischen Offenbarung gilt.*) Man mag daher über den wissenschaftlichen Werth der übrigens außerordentlich fleißigen und scharfsinnigen Arbeit denken, wie man will: unter allen Umständen rechtfertigt die Bedeutung der Frage und des Autors eine genauere Betrachtung des Werkes. Die marxistische Doktrin ist, wie lange bekannt, von der agrarischen Seite her leichter angreifbar als von der industriellen; und darum liegt es im Interesse der wissenschaftlichen und der politischen Aufklärung, wenn man diese erste zusammenhängende, von einer Parteiautorität herrührende Darstellung des Agrarwesens und der Agrarpolitik scharf unter die Lupe nimmt.

Kautsky ist „unentwegter“ Marxist. „Die Ursache dieser Zweifel (an dem Marxismus) scheint mir mehr in den Personen der Zweifler als in der angezweifeltten Lehre begründet zu sein“, sagt er auf Seite 8. Zwar giebt er zu, daß die Sozialdemokratie enttäuscht worden ist, wenn „sie erwartete, die ökonomische Entwicklung werde ihr auf dem Land eben so vorarbeiten wie in der Stadt und der Kampf zwischen Klein- und Großbetrieb zur Verdrängung des Kleinbetriebes führen.“ Sie hat vielmehr erkennen müssen, „daß der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft keineswegs in raschem Verschwinden ist, daß die großen landwirtschaftlichen Betriebe nur langsam an Boden gewinnen, stellenweise sogar an Boden verlieren. Die ganze ökonomische Theorie, auf die sie sich stützt, erscheint falsch, sobald sie versucht, ihre Ergebnisse auf den Landbau anzuwenden. Sollte aber diese Theorie für die Landwirtschaft wirklich nicht gelten, so würde Das nicht nur die bisherige Taktik, sondern die ganzen Grundsätze der Sozialdemokratie völlig umwandeln müssen.“ (S. 4)

Nun besteht allerdings „kein Zweifel — und Das wollen wir von vorn

*) Karl Kautsky. Die Agrarfrage. Stuttgart 1899. (3. S. W. Dieß H.)

herein als erwiesen annehmen —: die Landwirtschaft entwickelt sich nicht nach der selben Schablone wie die Industrie; sie folgt eigenen Gesetzen. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß die Entwicklung der Landwirtschaft einen Gegensatz bilde zu der der Industrie und mit ihr unvereinbar sei. Wir glauben vielmehr, zeigen zu können, daß sie Beide dem selben Ziele zueilen . . . Will man im Sinne der margischen Methode die Agrarfrage studiren, dann darf man sich nicht nur die Frage vorlegen, ob der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft eine Zukunft hat; wir müssen vielmehr alle die Veränderungen untersuchen, denen die Landwirtschaft im Verlauf der kapitalistischen Produktionsweise unterliegt. Wir müssen untersuchen, ob und wie das Kapital sich der Landwirtschaft bemächtigt, sie umwälzt, alte Produktions- und Eigentumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt.“ Kautsky zweifelt nicht daran, daß er die Richtigkeit der margischen Doktrin auch für die Urproduktion erhärtet habe. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Die Thatfachen der landwirtschaftlichen Entwicklung haben die stärksten Zweifel an dem ‚Marx-Dogma‘ hervorgerufen. Wie weit diese berechtigt sind, soll die vorliegende Schrift zeigen.“

Das Buch zerfällt in zwei Theile, eine Agrartheorie: „Die Entwicklung der Landwirtschaft in der kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 1—300) und eine Agrarpolitik: „Sozialdemokratische Agrarpolitik“ (S. 301—451). Ich werde mich hier ausschließlich mit dem ersten Theile beschäftigen.

Marx sieht bekanntlich in der Geschichte eines Volkes einen Naturprozeß, der nach inneren, nothwendigen Gesetzen verläuft. Der bestimmende Faktor dieses Prozeßes ist die Wirtschaftsentwicklung und hier wieder die jeweilig erlangte Stufe der „Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens.“ Sie bildet den Unterbau, der sich nach nothwendigen Gesetzen entwickelt, und darauf steht mit eben so zwingender kausaler Nothwendigkeit der jeweils ergänzende Oberbau des staatlichen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Lebens. Aufgabe der Geschichtswissenschaft und namentlich der Nationalökonomie ist es, das Gesetz oder die Gesetze jener Entwicklung zu entdecken. Die zwiespältige Bedeutung des Wortes „Gesetz“ hat ein gut Theil Verwirrung gestiftet. Man hat vielfach geglaubt, Marx wollte der Wirtschaft Gesetze geben (Normativgesetze), während er nichts Anderes wollte, als ihre Gesetze (Naturgesetze) entdecken. Er hatte den Ehrgeiz, der Newton der Ökonomie zu sein, nicht der Utopik! Im Gegentheil: ein Versuch wirtschaftlicher Gesetzgebung erschien ihm End seinen Jüngern stets als bloße „Utopie“. Owen, Cabet und Fourier sind „Utopisten“. Das muß man festhalten, denn es ist der Schlüssel zum Verständnis der margischen Gesamtaufassung.

Diese allgemeine Geschichtsauffassung (die materialistische) kann ganz richtig sein — und jedenfalls giebt es wenige Historiker und Ökonomen, die nicht zugeben, daß sie zum großen Theil richtig sei —, aber selbst das uneingeschränkte Bekenntniß zur materialistischen Geschichtsauffassung bedeutet zunächst nur, daß Marx seine wirtschaftsgeschichtlichen und wirtschaftstheoretischen Untersuchungen auf der Grundlage einer richtigen Methodologie angestellt hat. Ueber seine spezielle geschichtliche und wirtschaftstheoretische Darstellung ist damit nichts entschieden. Die Geschichtsdarstellung Marxens, der sich Kautsky anschließt, ist in aller Kürze: Die westeuropäische Wirtschaft läßt drei auf einander folgende

Stadien der Produktion erkennen. Zuerst Naturalproduktion ganz wesentlich für den eigenen Bedarf, dann die einfache Waarenproduktion: „Sie wird dadurch gekennzeichnet, daß die Produzenten einander nicht nur als Freie und Gleiche gegenüberstehen, sondern auch im Besitz ihrer Produktionsmittel sind“ (S. 60). „Auf einem gewissen Höhepunkt der Entwicklung tritt an die Stelle der einfachen die kapitalistische Waarenproduktion, d. h. der Arbeiter hört auf, der Besitzer seiner Produktionsmittel zu sein. Der Kapitalist tritt jetzt dem besitzlos gewordenen Arbeiter als Besitzer der Produktionsmittel entgegen, der Arbeiter kann nicht mehr direkt für den Konsumenten arbeiten, er muß für den kapitalistischen Unternehmer arbeiten, dem er seine Arbeitskraft verkauft, er wird ein Lohnarbeiter.“ (S. 61) Diese „kapitalistische Produktionsweise entwickelt sich in der Regel (außer in manchen Kolonien) zuerst in den Städten, zuerst in der Industrie“. (S. 7) „Erst unter dieser Produktionsweise wird die Waarenproduktion die allgemeine oder wenigstens die herrschende Form der Produktion, verschwindet rasch die Naturalwirtschaft, werden feudale Ausbeutung und günstige Monopolisierung unmöglich, Freiheit und Gleichheit der Produzenten allgemeine Regel.“ (S. 61) Zudem die kapitalistische Produktion auf diese Weise Staat und Gesellschaft umwälzt, wälzt sie auch die Verteilung des Nationaleinkommens grundstürzend um. Der Kapitalist, der den ihm von seinen Arbeitern gesteuerten „Mehrwert“ zum Theil akkumulieren kann, verwendet diese Mittel zur immer vollkommeneren Ausgestaltung der technischen Produktionsmittel, kann daher billiger produzieren als der „einfache Waarenproduzent“, unterbietet, ruiniert ihn, d. h. expropriert ihn und drückt ihn zum Lohnarbeiter herab, der ihm wieder neuen Mehrwerth steuern muß; und so akkumuliert sich das Kapital nicht nur, sondern es centralisiert sich auch.

Diese Tendenz theilt sich nun auch der Landwirtschaft mit: „Die Industrie bildet die Triebkraft nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirtschaftlichen Entwicklung. Wir haben gesehen, daß es die städtische Industrie war, die die Einheit von Industrie und Landwirtschaft auf dem Lande zerstörte, die den Landmann zum einseitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit seiner Proletarisierung schuf.“ (S. 292).

Mit dieser Darstellung glaube ich die Quintessenz der speziellen marxistischen Geschichtsdarstellung getreulich wiedergegeben zu haben. Was diese Darstellung aber erst zum integrierenden Bestandteil seiner Theorie macht, ist die Annahme, daß die ganze zeitliche Abfolge von der Naturalproduktion bis zur kapitalistischen Umformung der Landwirtschaft die Wirkung jenes ökonomischen Naturgesetzes sei, das er sucht. Die drei Stadien folgen einander nicht zufällig, sondern naturnothwendig; eins hat sich aus dem anderen durch innere, rein ökonomische Gesetze entwickelt.

Der Schluß ist eine conclusio: post hoc, ergo propter hoc und barum verdächtig. Er könnte aber richtig sein! Und dann freilich wäre der neue Syllogismus, den Marx auf den ersten baut, kaum ansehbar. Wenn nämlich die inneren, rein ökonomischen Entwicklungskräfte bisher unerschütterlich die Richtung zur Akkumulation und Centralisation des Kapitals in immer weniger Händen und zur Expropriation und Proletarisierung der Volksmasse eingehalten haben; wenn ferner alle anderen Kräfte des Gesellschaftslebens bisher keine

wesentliche Störung der Wirkung der ökonomischen Kräfte herbeizuführen vermöchten: dann freilich ist gegen jene Zukunftspropheteiung kaum viel einzuwenden, die das Evangelium des Marxismus bildet. Dann freilich ist es äußerst wahrscheinlich, daß Akkumulation und Centralisation auch in Zukunft weiter fortschreiten werden, bis ganz wenige Milliarden im Besitz sämtlicher Produktionsmittel einer ungeheuren, proletarisierten Volksmenge gegenüberstehen werden, — und daß dann ein Zeitpunkt kommt, in dem das Volk die Kraft haben wird, „die Expropriateure ihrerseits zu expropriieren“ und die ungeheuren, bereits völlig centralisierten Betriebe ohne Weiteres in gesellschaftlichen Besitz und Betrieb zu nehmen.

So stellt sich der berüchtigte Kommunismus Marzens als die streng logische Konsequenz aus dem von ihm vermeintlich entdeckten Entwicklungsgezet der Wirtschaft heraus, eben so sein Quietismus, der jedes revolutionäre oder wirtschaftlich-organisatorische Eingreifen in die Staats- und Wirtschaftsordnung als unreif und schädlich verdammt, weil die Frucht erst reifen muß, ehe sie geerntet werden kann. Und so ist von diesem Standpunkt aus die Weigerung seiner Schüler, ein Bild des „Zukunftsstaates“ zu entwerfen, durchaus berechtigt. Was ihnen den Glauben giebt, ist die „Tendenz“ der modernen Gesellschaft, die sie als geschichtlich über jeden Zweifel festgestellt betrachten.

Die Gegner des Marxismus haben sich bisher meist darauf beschränkt, ex consequentibus zu zeigen, daß sein „Entwicklungsgezet“ falsch sei. Namentlich Julius Wolf und jetzt Bernstein haben sich bemüht, aus Sparlaffen-, Einkommensteuer- und Konsumstatistik zu zeigen, daß die Centralisation des Kapitals und die fortschreitende Proletarisierung Fabeln sind. Der Beweis scheint mir überzeugend; aber statistische Daten sind vieldeutig. Kautsky plaidirt mehrfach mit Geschick gegen die Schlüssigkeit solcher statistischen Nachweise (z. B. S. 251) und hier wird eine Verständigung nicht leicht zu erzielen sein. Dagegen scheint es aussichtsvoller, das „Entwicklungsgezet“ selbst historisch anzugreifen. Wenn Das bisher nicht geschehen ist, so liegt es wohl daran, daß die historische Schule, die einzige genauere Kennerin des Gebietes, der marxistischen Auffassung äußerst nah steht. Ich glaube aber, daß sich der klare Nachweis erbringen läßt, daß Marx die Geschichte falsch interpretirt hat und daß sein „Entwicklungsgezet“ nicht existirt.

Also ergeben sich drei Fragen: Existirt das von Marx eingeführte, von Kautsky angenommene allgemeine Entwicklungsgezet der Wirtschaft überhaupt? Kann eine „Tendenz“, die in der Industrie sichtbar ist, nach dem Charakter und den Existenzbedingungen der Urproduktion überhaupt in ihr Platz greifen? Wenn die theoretische Möglichkeit gegeben ist: ist die fragliche Tendenz in Wirklichkeit vorhanden?

Ich leugne, daß die mehrfach erwähnte zeitliche Kette der drei Stadien: Naturalproduktion, einfache Waarenproduktion und kapitalistische Waarenproduktion auch eine kausale Kette ist, behaupte vielmehr, daß der Uebergang zur kapitalistischen Produktion nicht auf innere, rein ökonomische Gesetze zurückzuführen ist, sondern auf äußere, nicht-ökonomische Störungen des Wirtschaftsprozesses.

Als Marx sein „Kapital“ schrieb, lag jene verhängnisvolle wirtschaftsgeschichtliche Weltensende, die um das Jahr 1500 in Deutschland die kapitalistische an die Stelle der einfachen Waarenproduktion setzte, noch in tiefer Dunkelheit. Seine Auffassung war damals die einzig mögliche und stand wissenschaftlich durchaus

auf der Höhe der Zeit. Seitdem hat aber eine Phalanx wirtschaftswissenschaftlich geschulter Historiker jene Zeit durchforscht und ganz neue, ungeahnte Aufschlüsse geliefert.*)

Schon für die städtisch-gewerbliche Entwicklung wollen die vorliegenden Daten durchaus nicht mit der von Marx gegebenen Darstellung stimmen.

Die Kultur und die Wirtschaft der Menschen nehmen zusammen ihren Anfang mit der Erfindung des ersten Werkzeuges, des „produzierten Produktionsmittels“, des Kapitals. An sich ist schwer begreiflich, warum das Werkzeug der Gütererzeugung, dessen wachsende Verbesserung von der Stufe des Affenmenschen an bis zu dem Wendepunkt um 1500 unzweifelhaft die Güterversorgung der Menschen immer gesteigert hat und dabei nur Nützliches leistete, plötzlich damals zum Mittel der sozialen Differenzierung mit so ausgesprochen schädlichen Nebenwirkungen geworden sein soll.

Aber ich will auf diesen ökonomisch-theoretischen Punkt kein Gewicht legen. Wenn die Thatfachen keine andere Deutung zulassen als die von Karl Marx gegebene, so muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß hier, wie so oft in der Entwicklungsgegeschichte, „eine Quantität so lange vermehrt wurde, bis sie in eine neue Qualität umschlug.“

Nur wollen auch damit die Thatfachen nicht stimmen. Die marxistische Schule stellt sich den Zusammenhang augenscheinlich so vor, als sei die „kapitalistische Produktion“ dadurch vorbereitet worden, daß der Waarentausch: Waare gegen Waare, mit der Entwicklung der Geldwirtschaft in die komplexere Cirkulationsform: Waare — Geld — Waare überging. Von diesem Augenblick an gewann das Geldkapital in immer steigendem Maß einen verhängnisvollen Einfluß auf den Markt, bis die kapitalistische Cirkulationsform: Geld — Waare — Geld die Oberhand gewann.

Was ergeben nun die Daten? Die Geldwirtschaft beginnt ihren Weg in Deutschland um das Jahr 1000, nachdem die Versuche der Karolinger, sie einzubürgern, am Mangel des nötigen Substrates, der Tauschwirtschaft nämlich, gescheitert waren. Etwa 1200 ist die Geldwirtschaft überall durchgedrungen, um 1250 hat sie auf der ganzen Linie gesiegt. Seit dieser Zeit wird die Steuer (Webe) ziemlich allgemein in Geld erhoben, allmählich geht erst bei Pachten, dann auch bei grundherrlichen Fufen der Naturalzins in Geldzins über.**)

Als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat die Geldwirtschaft bereits das flache Land erobert. Fast ein Jahrhundert früher hat der städtische Markt die Cirkulationsform: Waare — Geld — Waare zur Alleinherrschaft geführt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hat sich die Geldwirtschaft bereits so weit entwickelt, daß sie eine westeuropäisch-einheitliche Goldwährung erfordert. Ja, wir haben um die selbe Zeit auf dem großen Centralmarkt des damaligen West-

*) Ich verweise hierfür auf die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur in meinem Buch: Großgrundbesitz und soziale Frage, Berlin 1898, und auf den dritten Band von Znamas-Sterneggs Deutscher Wirtschaftsgegeschichte, der vor kurzer Zeit erschienen ist.

**) Großgrundbesitz und soziale Frage. S. 385. Ich citire im Folgenden mein Buch nur nach den Seitenzahlen.

europa, den Weffen der Champogne, die höchste, feinste Ausgestaltung der Geldwirthschaft in voller Blüthe, das Börsenwesen: dort gleicht ganz Europa seine Geschäfte durch Wechsel aus. Wechselkurs, Arbitrage und Termingeschäfte sind alltägliche Dinge.*)

Es entsteht also die Frage, warum die Geldwirthschaft sich dreihundert- und fünfzig bis zweihundertundfünfzig Jahre Zeit gelassen hat, um jenes besondere „Kapital“ der marxischen historischen Kategorie zu entwickeln, und warum es von 1150 oder 1250 bis zum Jahr 1500 nur befruchtend und bereichernd auf die „einfache Waarenproduktion“ gewirkt hat, um sie dann plötzlich vernichtend anzugreifen.

Man könnte geneigt sein, zu vermuthen, daß das Kapital so lange Zeit gebraucht habe, um sich genügend zu „akkumuliren“, ehe die Quantität in die Qualität umschlagen konnte. Leider stimmen auch hiermit wieder die Thatfachen nicht überein. Der öffentliche Reichtum jener Zeit ist ein Wunder der Weltgeschichte. Die Dome, Rathhäuser, Brunnen und Festungsbauten des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts sind Dessen heute noch Zeugen. Und der Einwand, daß ja gerade das Privateigenthum, nicht aber das öffentliche Eigenthum an Geldkapital, das Perverberbliche sei, ist zwar ganz richtig, wird aber für unseren Fall dadurch werthlos, daß der selbe Reichtum auch für Privatpersonen ebenfalls festsiht. Schon im zehnten Jahrhundert haben geistliche Stifte ungeheure Baarsummen aufgehäuft; ihnen folgen dann in den nächsten Jahrhunderten weltliche Große: so hat z. B. ein Graf von Berg in sechs Posten 1426 Mark ausliehen können.**) 1278 kann Rudolf von Habsburg, dank seiner Stellung als Stadthauptmann von Straßburg, die Kaiserkrone baar kaufen; 1410 eben so der Burggraf von Nürnberg die Mark Brandenburg. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert treten die geistlichen Stifte mehr und mehr vom „Bankgeschäft“ zurück, mit Ausnahme der Cisterzienser und des Deutschen Ordens, der einen riesenhaften Großbank- und Großhandelsbetrieb hat und z. B. den ganzen polnischen Adel ausvouchert. Dafür treten die städtischen Patrizier in die Bresche, die „Herren von den Sademen“ in Wien, die Großhändler der Hansestädte; und während der ganzen Zeit haben die Juden ein ungeheures bewegliches Kapital in Händen, das in völlig bankmäßiger Verkehr durch Wechsel und Giroanweisungen im Umlauf gehalten wird. Bis 1353 verwalten jüdische Finanzminister die Kassen des Erzbisthums Trier.***) Kolossale mobile Fonds befinden sich auch in den Händen der Kaufleute aus der Lombardei und Südfrankreich (Kawerziner) und „arbeiten“ in Deutschland, wie überall.

Es ist also festgestellt, daß die Geldwirthschaft mindestens zweihundert- und fünfzig Jahre vor dem Eintritt der „kapitalistischen Produktion“ in voller Ausbildung bestanden hat und daß schon bei ihrem Entstehen und immer während der folgenden Jahrhunderte genügend große Baarkapitalien in Privatbesitz vorhanden waren, um als Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktionsweise zu fungiren. Trotzdem ist weder von Akkumulation noch von Centralisation auf der einen oder von Expropriation und Proletarisirung auf der anderen

*) S. 386 (Anm.).

**) S. 387.

***) S. 387.

Seite das Geringste zu bemerken. Im Gegenteil: Bauer und Handwerker werden immer wohlhabender.

Liegt Entstehung und Sieg der Geldwirtschaft viel zu früh, um sie für die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise als Erklärung heranzuziehen, so liegt die „Revolution der Technik“ viel zu spät dafür. Das ganze Mittelalter kennt keine Ausnutzung der toten Naturkräfte, mit Ausnahme von Segel- und Wassermühlen und ein paar dürftigen Drahestreckereien und Hammerwerken. Keinerlei arbeitssparende Maschine ist bekannt; erst 1530 erfindet Jürgen von Watenmül das Treispinnrad und 1589 William Lee den Strumpfwirkerstuhl. Die erste Dampfmaschine arbeitet in der Technik erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die kapitalistische Weltumwälzung liegt also genau in der Mitte zwischen den beiden Zeitpunkten, dem Sieg der Geldwirtschaft und der Revolution der Technik, je ungefähr zweihundertundfünfzig Jahre von jedem entfernt. Was war also die Ursache, daß sich plötzlich um das Jahr 1500 der Großbetrieb in Manufaktur und Bergwerk mittels „freier“, ihrer Produktionsmittel beraubter Arbeiter ausbildete und daß das Geldkapital sich so plötzlich akkumuliert und centralisierte? Lassen die angeführten, freilich von der „Univeritätsökonomie“ erhobenen, aber durchaus einwandfreien Daten der Wirtschaftsgeschichte auch nur die Möglichkeit der Deutung zu, die Marx der zeitlichen Abfolge der Stadien gegeben hat? Handelt es sich wirklich um eine innere rein ökonomische Entwicklung, um das „innere Bewegungs-gesetz“ der Wirtschaft? Augenscheinlich sprechen die Thatfachen dagegen.

Das hat die von Kautsky so bitter verspottete „Univeritätsökonomie“ der historischen Schule sehr wohl begriffen und nach einer weiteren Erklärung gesucht. Sie findet sie in der „Uebersättigung“ nach dem malthusianischen Gesetz. Sie unterstellt, daß das Kapital seine theils verderbliche, theils segensreiche Wirksamkeit erst beginnen konnte, nachdem die natürliche Vermehrung der Bevölkerung ihr das nötige Menschenmaterial zur „Ausbeutung“ vorgeworfen hatte. Die Sozialdemokratie lehnt bis auf wenige Neo-Malthusianer, zu denen Kautsky nicht gehören dürfte, das malthusianische Gesetz grundsätzlich ab.

Auf dem selben Standpunkte siehe auch ich. Außerdem hat eine „Uebersättigung“ zu jener kritischen Zeit gar nicht bestanden. Der Umschwung fällt zwar mit den fürchterlichen Menschenverlusten durch den „Schwarzen Tod“ zusammen. Also muß man eine andere Erklärung suchen. In der städtischen Entwicklung findet man keine Veränderung, die jener Wirtschaftsumwälzung um das Jahr 1500 nah genug läge, um als ihre Ursache gelten zu können. Wie ist es aber mit der Entwicklung der Landwirtschaft?

Zeit Adam Smith ist die gesammte nationalökonomische Wissenschaft „industriecentrisch“, wie die gesammte vorkopernikanische Astronomie geocentrisch war. Ihre schärfste Prägung erhielt diese Auffassung, wie überhaupt die klassische Nationalökonomie, durch Marx. Er interessirt sich nicht für die Dekonomie des Ackerbaues und versteht in Folge Dessen auch sehr wenig davon. Er hat niemals einen Zweifel daran gehabt, daß die Landwirtschaft in Produktion und Technik eine iners moles sei, der erst die Industrie Leben einhaucht oder vielmehr ihre Bewegung mittheilt. Ganz eben so denkt Kautsky. (S. 292.)

Auf diesem Standpunkt steht ungefähr auch die geltende „Universitätsökonomie“. Was die „Agrarpolitik“ an Wissen gesammelt und geordnet hat, ist „Sonderfach“ geblieben und für die eigentliche theoretische Volkswirtschaftslehre kaum verwertet worden. Ich glaube, daß das Verhältnis der Landwirtschaft zur Industrie genau das umgekehrte ist und habe, man gestatte mir den läßlichen Vergleich, die notwendige „kopernikanische Umkehrung“ des Verhältnisses bereits in meinem mehrfach citirten Buch zum Ausgangspunkt einer Gesamtuntersuchung der Oekonomie gemacht. Damit glaube ich, auch die Erklärung jener schlimmen Wirtschaftswende des Jahres 1500 geben zu können.

Kautskys „Landwirtschaft der Feudalzeit“ ist wohl eins seiner schwächsten Kapitel. Viele Thatsachen sind geradezu falsch. So macht er keinen Unterschied zwischen der alten freien Markgenossenschaft und der feudalen Frohnhofs- genossenschaft, die doch nicht nur juristisch, sondern auch technisch ökonomisch sehr große Verschiedenheiten aufwies, er läßt das „Mittelalter“ nicht über Dreifelderystem und Flurgemeinschaft hinausgelangen u. s. w. Darauf lege ich aber weniger Gewicht. Die Hauptsache ist, daß die Mehrzahl der einschlägigen Daten und Verhältnisse überhaupt nicht berücksichtigt ist. Der Verfasser springt von der Niederlassungsordnung in der Zeit der Völkerwanderung sofort auf die Bauernkriege über, als enthielte das dazwischen liegende Jahrtausend nicht eine ungemein reiche Entwicklung ökonomisch-technischer und juristisch-politischer Verhältnisse und als ob die Feudalverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert etwa eine einfache Fortsetzung karolingischer Verhältnisse gewesen wären. In der That haben sie kaum etwas Anderes mit einander gemein als einige äußerliche Formen. Kautsky scheint da weit hinter Marx zurückzubleiben, der doch — so wenig und so viel es ihm der damalige Stand der Wissenschaft erlaubte — wenigstens die agrarischen Verhältnisse Englands in ihrer geschichtlichen Entwicklung kannte. Kautsky weiß nichts von den neueren Forschungsergebnissen der Inama-Sternegg, Vamprecht, Knapp und Anderer, seine Hauptquelle scheint immer noch der alte Mauver zu sein, dessen hervorragende Bedeutung als eines ersten Bahnbrechers dadurch nicht verkleinert wird, daß ihn die Nachfolger heute in den entscheidendsten Punkten widerlegt und überholt haben.

Ich müßte mein ganzes Buch ausschreiben, wollte ich alle Lücken und Fehler der kautskyschen Darstellung ergänzen und berichtigen. Dafür fehlt hier der Raum. Nur so viel sei gesagt, daß drei Perioden der Agrargeschichte des Mittelalters streng unterschieden werden müssen. Erstens eine Periode des Niederganges der Bauernschaften bei gleichzeitigem Emporkommen der „Großgrundherrschaft“ als einer halb politisch-staatsrechtlichen, halb privatwirtschaftlichen Bildung. Ungefähr vom Jahr 1000 an die zweite Periode: Verfall der wirtschaftlichen Seite der Großgrundherrschaft und Ausbildung ihrer staatlichen Seite zum Territorialfürstenthum, — und rapider Aufschwung der Bauernschaften und der Landwirtschaft bis zu beinahe völligem Verschwinden aller feudalen Abhängigkeit. Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnt im alten Slavenland östlich der Elbe die dritte Periode, die in Westeuropa etwas später eintritt, eine Periode des erneuten Niederganges der Bauernschaften, die in England zur Ausbildung eines echten „kapitalistischen Großbetriebes“ führt, nämlich zur Entwicklung der Wollfabrikation (Großherdenhaltung) und Kornproduktion mit Hilfe wirklicher „freier Arbeiter“,

d. h. gewaltsam expropriierter Bauern. In Ostelbien zeigt sich der Umschwung in der Entstehung halb feudaler, halb kapitalistischer Großbetriebe, wie Kautsky selbst S. 18 sagt, nämlich der Kornfabrikation auf Rittergütern mit Hilfe unterworfenener, an die Scholle gebundener Höriger, in Westdeutschland in einer unerhörten Steuerabwälzung auf die Bauern und im Raub an ihren Weiden und Wäldern.

Diese letzte Entwicklung ist Kautsky wohlbekannt. Er citirt die Artikel der Bauernkriege mit besonderer Vorliebe. Aber er hält, streng marxistisch, diese Umwälzung der bäuerlichen Verhältnisse für eine Folge der inzwischen stattgehabten Umwälzung der städtischen Gewerbe. Das ist ihm aber nur möglich durch eine saloppe Datirung. Denn wenn man die einschlägigen Thatfachen chronologisch ordnet, so ergibt sich mit unumstößlicher Sicherheit, daß die Revolution der Besitzverhältnisse und der Produktionsrichtung auf dem Lande der kapitalistischen Revolution in den Städten vorangegangen ist.

Vorausgeschickt muß werden, daß Großbetriebe in der Art unserer heutigen Rittergüter als technische Einheiten im frühen Mittelalter überhaupt so gut wie gar nicht existirt haben. Die wenigen etwas größeren Betriebe der ersten Zeit (Bundens und Kloostergüter) waren in der Zeit zwischen den Jahren 1000 und etwa 1150 fast ganz verschwunden oder in den Besitz und Betrieb bäuerlicher Genossenschaften (Gehöfergenossenschaften) übergegangen.

Die „Ritter“, die im Osten der Elbe angesiedelt wurden, erhielten zwei bis vier Hufen mit den nöthigen slavischen Hörigen als Lehen statt eines Soldes für den Reiterdienst. Das war der winzige Keim der späteren Rittergüter. Aber schon im Jahr 1250 sind in Ostelbien Rittergüter von sechshundert Morgen keine Seltenheit mehr. Die älteste mir bekannte Urkunde, die einen deutlichen Hinweis auf das „Lehungsrecht“ enthält, ist eine pommerische vom Jahr 1285; schon 1348 sind in dieser Gegend sogar deutsche Bauern zu ungemessenen Diensten verpflichtet. Eben so ist es im slavischen Kernland Polen. Die noch im dreizehnten Jahrhundert persönlich freien Bauern sind im vierzehnten fast völlig versklavt und das Recht der Herren auf ungemessene Dienste und „Lehung“, d. h. Expropriation, ist bereits vollkommen durchgeführt.

In Westdeutschland beginnt die Vergewaltigung der Bauern im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. In dieser Zeit werden die Weiderechte der Gemeinden eingeschränkt, um den immer wachsenden Wollschafherden der Grundherren Platz zu schaffen; in dieser Zeit werden die Wälder und Almen den zum Eigenthum der Herren erklärt und allmählich der Nutzung der Bauernschaften ganz entzogen. Ebenfalls seit etwa 1300 beginnt die Belastung der Bauern mit Steuern zu Gunsten der Territorialherren und der Stände; um 1350 haben die landwirtschaftlichen Produkte ihren höchsten Preisstand erreicht und sinken von da ab; und seitdem beginnt die ungeheure hypothekarische Verschuldung des Bauernstandes, der um das Jahr 1400 so tief gesunken ist, daß er die frühere soziale Gleichberechtigung mit den Städten gänzlich verloren hat. Er verfällt in eine neue Hörigkeit, die „Leibeigenschaft“ des späten Mittelalters. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert und der Anfang des folgenden werden von den fruchtlosen Versuchen der Bauernschaften, dieses Sklavenjoch abzuschütteln, ausgefüllt. Die Umwälzung der agrarischen Besitz- und Einkommenverhältnisse ist also bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert völlig entschieden.

Dagegen beginnen in den Städten die allerersten schwachen Symptome der „kapitalistischen Entartung“ erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, frühestens und vereinzelt um 1370 mit einer schüchternen Erschwerung des Weges zum zünftigen Meisterrecht. Und nun beginnt während des fünfzehnten Jahrhunderts die kapitalistische Umwälzung langsam; im sechzehnten ist sie vollendet.

Diese zahlenmäßigen Ergebnisse machen es unmöglich, die Revolution der Wirtschaft auf dem Land als Folge der Revolution der Gewerbe anzusehen. Selbst die Hypothekendarverschuldung der Bauernschaft liegt lange vor der kapitalistischen Ära in den Städten.

Darum stelle ich den Satz auf: Die „kapitalistische Revolution der Gewerbe“ war die direkte Folge der agrarischen Revolution.

Ich denke mir Das so: Die Unterdrückung und Ausraubung der Bauernschaft wirkten ungünstig auf den Stand der Kultur; die Nahrungüberschüsse, d. h. die Kaufkraft, wurden geringer und damit schrumpfte der Spielraum der Gewerbe zusammen. Die Verfügung über die Nahrungüberschüsse ging aus den Händen der Masse in diejenigen weniger Magnaten über; und damit richtete sich die kaufkräftige Nachfrage nach Gewerkeprodukten nicht mehr auf Gegenstände des Massenkonsums, sondern auf solche des Luxuskonsums; die Gewerbe für den Massenkonsum verfielen, die Luxusgewerbe blühten auf. Luxuswaren können nur in großen Gewerbscentren erzeugt werden, darum verlieren die kleinen Städte, was die großen gewinnen. Und damit nicht genug. So lange die Freizügigkeit des Landvolkes noch nicht aufgehoben war, wuchsen Unzählige dem auf ihnen laster den einseitigen Druck aus und wanderten in die Städte. Während die Kaufkraft des ländlichen Marktes fortwährend sank, vermehrte sie auf diese Weise die Produktionskraft der Gewerbe, die zum Exportindustrialismus übergehen. So wurden durch die agrarische Revolution städtische Meister proletarisirt, denen ihr Absatzmarkt unter den Händen verschwand, und „freie, von ihren Produktionsmitteln getrennte Arbeiter“ massenhaft in die Städte geworfen. Zum ersten Male in der Geschichte des Mittelalters existiren jetzt solche freie Arbeiter, — und sofort entfaltet das längst existirende, längst akkumulirte Geldkapital seine ausbeuterische Fähigkeit und zieht aus Manufakturen, Heimindustrie und Bergwerken „Rehrwerth“, den es wieder akkumulirt, während es durch Expropriation der „einfachen Waarenproduzenten“ sich gleichzeitig centralisirt.

Dieser Zusammenhang erscheint mir logisch wie geschichtlich unanfechtbar. Es fragt sich nur noch, welche Ursachen die primäre Umwälzung der Landwirtschaft hatte. Waren es nämlich innere, rein ökonomische Ursachen, so würde meine Feststellung den innersten Kern der marxischen Darstellung nicht berühren. Es wäre in letzter Instanz ziemlich gleichgiltig, ob die Entwicklungsgesetze der Wirtschaft sich zuerst auf dem Gebiete der Urproduktion und dann erst auf dem der Stoffveredelung gezeigt hätten oder umgekehrt, wenn nur die „Tendenz“ die selbe ist. Es ist also nöthig, die treibende Kraft der agrarischen Revolution zu suchen.

Die — nicht ganz vereinzelt — Anhänger der marxistischen Doktrin, die sich lieber mit Zweideutigkeiten abfinden, als daß sie einen Irrthum eingestünden, werden sich damit trösten, daß wenigstens das Motivo der Umwälzung ein mit der Ausbildung der Geldwirtschaft lose zusammenhängendes ökonomisches war. Der Centralmarkt des damaligen Welt Handels, Flandern, Brabant und Belgien,

wuchs vom Ende des zwölften Jahrhunderts so stark an Menschenzahl, daß er stetig steigender Importe von Rohstoffen, namentlich Wolle, und von Nahrungsmitteln bedurfte. Er zahlte mit Gold und prächtigen Luxuswaaren, die der Handel der ganzen Welt dort häufte, und diese sehr kaufkräftige Nachfrage war es, die zunächst den „Ritter“ Ostelbiens dazu veranlaßte, seine Bauern zu „legen“ und sich auf diese Weise gleichzeitig Land und „von ihrem Produktionsmittel getrennte“ — wenn auch nicht freie — „Arbeiter“ zu verschaffen, kurz: sich als „Rittergutsbesitzer“ zu empuppen.

Für Leute, die sich mit Phrasen begnügen, ist damit der Anschluß an die „Geld- und Kapitalwirtschaft“ gegeben.

Für die Begründung der marxistischen Geschichtsdarstellung kommt es aber nicht darauf an, ob die ostelbischen Ritter ein ökonomisches Motiv gehabt haben, jene agrarische Revolution einzuleiten, sondern, ob sie die Befriedigung ihres Bedürfnisses auf ökonomischem Wege, d. h. durch die freie wirtschaftliche Konkurrenz, erreicht haben.

Und davon kann nun durchaus keine Rede sein. Der Embryo des Rittergutes, das kleine Ritterlehen, wuchs zuerst durch Rodung im Gemeinwalde mit Hilfe der Arbeitskräfte slavischer Hörigen, die ihrem Herrn nach dem Recht des Eroberers zu ungemessenen Diensten verpflichtet waren, — einem Recht, das mit der „einfachen Waarenproduktion“ nicht im Mindesten verwandt, sondern dem die Tauschwirtschaft beherrschenden freien Vertragsrecht schnurstracks entgegensteht; und die weitere Vergrößerung geschah dann durch Rechtsbeugung, Gesetzesverletzung und rohe Gewalt auf Kosten der deutschen Bauern. Aber nirgends ist von einem „inneren Entwicklungsgezet“ der Wirtschaft auch nur eine Spur zu entdecken. Der ganze Vorgang gehörte durchaus der Barbarei an. Es war genau das selbe Motiv und die selbe Handlungsweise, wie wenn mittelafrikanische Dorfhäuptlinge oder Erobererkönige die Ernte ihrer Untertanen und diese Untertanen selbst an hausirende Araber für Schmuck, Kleidung, Waffen und berauschte Getränke verkaufen: auch hier ist das Bedürfnis, das „Motiv“, ein durchaus „ökonomisches“, aber Niemand wird die Gewaltthat deshalb auf „ökonomische“ Entwicklungsgezetze zurückführen. Auch der Dieb, der in ein Bankgeschäft bricht, hat ausschließlich ökonomische Motive. Ist darum etwa der Einbruch die Konsequenz wirtschaftlicher Entwicklungsgezetze?

Der Hebel der agrarischen Revolution im Kolonisationsgebiet war also unzweifelhaft das Gegenspiel der wirtschaftlichen Konkurrenz, war legitime und illegitime Gewalt. Auf seine gesetzlichen Erobererrechte und auf die ungesetzliche Expropriation der deutschen Bauern gestützt, sperrte der grundbesitzende Adel das gesammte Getreidegebiet östlich der Elbe und machte sein Eigentumsrecht an allem bebauten und unbebauten Ackerland geltend. Es war tatsächlich der „Mann mit dem Degen“ — mit dem Friedrich Engels seinen Gegner Dühring persifliert —, der hier gewaltsam in die Wirtschaft eingriff und ihren Lauf ablenkte.

Damit wird die Auffassung der Agrarhistoriker, das Kolonisationsgebiet sei gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Ansiedlern gesättigt gewesen und deshalb sei die Auswanderung aus dem Westen zum Stillstande gekommen, hinfällig und ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß diese Auffassung irrig ist. Wir wissen aus guten Quellen, daß selbst das deutsche Reichsgebiet in diesen Gegenden noch sehr dünn bevölkert war; außerdem fällt der Stillstand der Auswanderung auch hier gerade mit den grauenhaftesten Menschenverlusten durch den Schwarzen Tod

zusammen; und schließlich bliebe immer noch zu erklären, wodurch die deutsche Auswanderung, die schon bis nach Siebenbürgen und Westrußland vorgeedrungen war, von jenem Zeitpunkt an die Kraft verlor, sich noch weiter ostwärts auszubreiten, dahin, wo das Land noch fast gänzlich menschenleer war. Nein: die Auswanderung stockte, nicht, weil das Land voll war, sondern, weil der grundrentenhungrige Adel es gegen die Einwanderer sperrte.

Damit war den Bauern des Westens die Möglichkeit geraubt, vor einem etwa ausgeübten Druck nach Osten auszuweichen, — eine Möglichkeit, die sie vier Jahrhunderte vor dem Druck des über den Befehl stehenden Feudaladels geschützt hatte. Jetzt, nach Sperrung der Kolonisationsgebiete, „stellte sich der Kurs gegen sie“ und sie wurden zwischen Ritterschaft und Klerus auf der einen und dem neu emporgekommenen Fürstentum auf der anderen Seite zermalmt. Fürsten, Ritter und Geistlichkeit bewilligten einander gern Steuern über Steuern, die die Bauern zu zahlen hatten, und entzogen überdies in unedlem Wettstreit den Dorfschaften ihre Ämmerden und Wälder. Diese Bedrückung und Beraubung und nicht, wie Kautsky (S. 18) mit den „Univeritätsökonomern“ annimmt, eine Sättigung des Landes mit Bauern hat dann die Erscheinungen einer „Uebersättigung“ vorgeküscht. Daher die Verminderung der ländlichen Kaufkraft für Gewerbemaaren und daher die starke Abwanderung in die Städte, daher die „kapitalistische Entartung“ der Industrie und des Handels.

Das ist in kurzer Rekapitulation der geschichtliche und kausale Zusammenhang, wie er sich meines Erachtens aus einer korrekten Ordnung der einschlägigen Daten zwingend ergibt. Die „kapitalistische Produktionsweise“ hat sich also nicht aus der „einfachen Waarenproduktion“ durch innere Entwicklungsgesetze der Wirtschaft entwickelt, sondern folgt ihr nur zeitlich. Sie ist verursacht durch nicht-ökonomische Potenzen der politischen Vergewaltigung, die zuerst die Besitzverhältnisse des platten Landes umwälzten. Das von Marx aus der zeitlichen Abfolge der drei Stadien: Naturalwirtschaft — einfache Waarenproduktion — kapitalistische Waarenproduktion abgeleitete „ökonomische Entwicklungsgesetz“ existiert also nicht. Damit fallen alle Folgerungen aus dieser Prämisse zusammen und die Gesellschaft hat nicht die Tendenz, sich zum kollektivistischen „Zukunftstaat“ weiter zu entwickeln, oder — um ganz vorsichtig zu sprechen — diese Tendenz kann nicht historisch erhärtet werden. So, man kann noch weiter gehen. Wenn das Kapital zweihundertundsünfzig bis dreihundertundsünfzig Jahre unschädlich blieb und erst schädlich wurde, als ihm äußere Eingriffe in die wirtschaftliche Kausalität durch den „Mann mit dem Degen“ das nötige Menschenmaterial zur Exploitation lieferten, dann wird ihm wohl die verhängnisvolle differenzierende Kraft, die Marx ihm beilegt, überhaupt nicht zukommen, vielmehr wird zu untersuchen sein, ob jene Störungen noch fortwirken. Und dann dürfte sich vielleicht ein ganz anderes theoretisches Gesamtbild ergeben als jenes, das Marx-Kautsky uns zeichnen. Ich muß mir verjagen, auf diese interessante Perspektive hier näher einzugehen.

Dr. Franz Oppenheimer.



Das Ende des Julianus.

Es war eine lichte Frühlingsnacht.
 Von Waffen starrete das persische Feld
 Und drinnen im Imperatorenzelt
 Hat Julianus allein gemacht.

Des Judengottes gewaltiger Feind
 Rief sich die schlanken Finger stolz:
 „Der Du geblutet am Marterholz,
 Von Tausenden geglaubt und beweint,

Du bist besiegt. Und Sonne und Glanz
 Wird wieder leuchten dem Erdenrund.
 Vergebens quältest die Seelen Du wund:
 Der Griechen Götter beherrschen Byzanz.

Ein frohes Volk, stark, schön und frei
 Wird sich mit Geist und Leib erfreuen
 An Opferdampf, an Lieb' und Wein
 Und dauern wird ein ew'ger Mai.

Rings Marmortempel. Olymp und Homer
 Wird wieder herrschen im Griechenland —
 Ein Pfeil erkliert. Julianus wird bleich,
 Kalt wird sein Leib, sein Haupt wird schwer.

Ein Schatten verschwindet im weiten Feld...
 Und auf den sterbenden Kaiser trat stolz
 Der Galiläer am Marterholz.
 — Und dunkel ward es in der Welt...

Wien.

Ludwig Bauer.



Eine Faust-Ausstellung.

Eine volksthümliche Kunstausstellung! Ist Solches überhaupt möglich, ist nicht das Kunstherzeugniß immer für die Wenigen und nur das Industrieprodukt für die Masse da? Aber warum sollte eine Zeit, die von volksthümlichen Hochschulkursen, ja von Volkshochschulen träumt und selbst die abstrakte Wissenschaft ungelehrten Kreisen zugänglich zu machen unternimmt, das Selbe nicht auch mit der Kunst versuchen? Zweifellos giebt es ganz unpopuläre Kunstausstellungen; und wenn man Gradabstufungen in der Popularität solcher Veranstaltungen zugiebt, dann werden die höchsten und die niedrigsten Stufen erreicht werden, je nachdem die Sache angefaßt wird. Wäre es möglich, die tausend renommirtesten Gemälde aller Länder in einem Lokal zu vereinigen, dann würde diese Schauausstellung sicher eine starke Anziehungskraft ausüben; denn auf das Interesse, das die Allgemeinheit von vorn herein an der Sache nimmt, kommt es bei unseren Durchschnittsausstellungen von Werken der bildenden Künste an, — nicht so sehr darauf, ob die ausgestellten Werke den Besuchern gefallen. Unermüdlich wird die Reklametrommel gerührt, um die Massen herbeizuziehen. Die gefeierten Namen der Künstler, die Weltbekanntheit der ausgestellten Gegenstände, die Thatfache, daß Jedermann davon spreche: Das sind schon andere Motive für die Massen als bloße Kunst, Kunst um der Kunst willen. Drängt und stößt sich der Haufe erst einmal in den Sälen, dann wirkt die Suggestion von selbst weiter, — der Zweck ist erreicht: die Menge ist in Berührung mit der Kunst gebracht.

In Berlin sind „Mors Imperator“ und die Christusausstellung noch unvergessen. An dem Sensationbild witterte man eine Auspielung auf den greifen Kaiser, der damals mit einem Fuß schon im Grabe stand; bei der Zusammenstellung der Christusbilder war es der Gegenstand in seinen verschiedenartigen Auffassungen, der die große Zahl lockte. Das waren Motive, die als außerhalb der Kunst liegend angesehen zu werden pflegen und doch unbestritten allüberall ihre Zugkraft siegreich bewähren. Ist das sachliche Interesse am Gegenstand aber wirklich etwas so ganz Untergeordnetes? Heute, wo eine neue Maltechnik, eine neue Art der Stilisirung den Geist der jüngeren Künstlerschaft ausschließlich in Anspruch genommen haben und wo die Phantasie-reicherer unter unseren Malern häufig ihren Stoff in den entlegensten Fernen suchen, so daß man ohne Kommentar kaum weiß, um was es sich handelt: heute ist die Betonung des Gegenständlichen vielleicht von besonderer Wichtigkeit. Nur durch das Gegenständliche einer Kunstdarstellung wird die Menge angezogen. Die Tiefe des Eindrucks, den sie dann empfängt, ist dagegen selbstverständlich von dem Kunstwerth des Geschauten abhängig.

In der Königl. Kunstakademie zu Düsseldorf sind seit dem fünften

Juli drei Ausstellungen zu sehen, die neben ihren allgemeinen künstlerischen Zwecken dazu bestimmt sind, auf das große Publikum zu wirken. Sie dienen der Feier von Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag; zwei von ihnen beschränken sich sogar auf Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden. In der Aula der Akademie sind Bilder, Bücher, Briefe, Dokumente, Erinnerungszeichen aller Art ausgestellt, die mit Goethes fünf Rheinreisen zusammenhängen, und darunter ist vieles bisher Unbekannte. Wer Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden studiren will, findet hier ein Material zusammengetragen, wie es noch niemals vereinigt war. Aber die Menge? Die durchreisenden Sommergäste bezahlen wohl ihr Eintrittsgeld und werfen einen flüchtigen Blick auf die Schattenrisse von Personen, deren Existenz ihnen unbekannt war und bleiben wird. Hier und da lächelt ein Paar über einen seltsamen alten Buchtitel oder preist sich glücklich, daß es diese schlecht geschriebenen Briefe nicht zu entziffern braucht; aber im nächsten Augenblick hat es vergessen, was es im Augenblick vorher gesehen hat. Höchstens die Delbilder und besondere Merkwürdigkeiten können den Blick einen Moment länger fesseln.

Im Bildermuseum steht auf einem halben Duzend großen Staffeleien eine Auswahl aus der alten großen Galerie, von der Düsseldorf heute nur noch einen berühmten Rubens und ein paar unberühmte Bilder besitzt. Es sind Photographien der alten Gemälde von HansJüngl, zwar willkürlich zusammengestellt, aber doch kunstgeschichtlich höchst interessant. Goethe kannte diese Sammlung gut; und wer da weiß, wie häufig sich Goethe durch Bilder zu seinen Dichtungen anregen ließ, wird an einer Galerie, für die Goethe sich nachweislich interessirte, nicht leicht unaufmerksam vorübergehen. Abgesehen davon, ist es aber doch eine reine Kunstausstellung, kein bloßes Goethe-Memorialcabinet wie in der Aula. Aber fesselt sie die Menge der Besucher? Immer und immer wieder wendet sich der Blick der Schaaulustigen dem großen Rubens zu, der farbenprächtig in seinem Goldprunkrahmen die Eintretenden grüßt. Sie wissen nicht, was sie da vor sich haben, und fühlen sich doch von dem Bilde wunderförmig bewegt.

An das Bildermuseum schließen sich die beiden Säle des Gipsmuseums. An den Wänden hängen die weißen Köpfe und Figuren wie sonst, aber die schweren Gestelle, die die vielen Hunderte kleiner Gipsmodelle tragen, sind verschwunden. Dafür füllen Staffeleien und Bilder den Raum, — und was noch mehr ist, auch Menschen. Hier herrscht Leben und Bewegung. Das ist ein Hinweisen, Suchen und Vergleichen, ein Vorwärts- und Rückwärtswogen. Den Katalog in der Hand stehen der Graubärtige, das schlank Fräulein und der Gymnast neben einander. Aus dem einen Saal geht in den anderen und von da wieder zurück. Rembrandt und Jan Joris van Bliet, Christoph van Sichem und Thelott, Lips und Carstens, Naumewk und Neylich, Cornelius und Neysch, Seibert und Kaulbach,

Kreling und Liezen-Mayer, Gregory und May, Konewka und Ramberg, Näge und Zimmermann, Schulz und Hensel, Hofemann und Viermann, Schnorr von Carolsfeld und Nakart, Schwerdgeburth und Rothbart, Ary Scheffer und Junker, Hofmann und Müller, Simonson und Gräyner: Das sind die Hauptnamen, die der Katalog aufweist. Fast jeder Künstler ist mit einer ganzen zusammengehörigen Bilderreihe vertreten. Es ist ein buntes Gemisch von Radirung und Holzschnitt, Kupferstich und Stahlstich, Lithographie und Photographie, Phototypie und Buntdruck. Man könnte alle Vervielfältigungsmethoden von Bildern studiren. Nur das Delbild fehlt, der eigentliche Träger der modernen Kunstausstellung. Mögen immerhin einzelne düsseldorfer Akademiker technische und theoretische Studien an diesem Halbtausend von Bildern machen. Das, was die Menge der Beschauer interessiert, ist der Fauststoff, der seit dem sechzehnten Jahrhundert und zu Goethes „Faust“ seit den Tagen des Fragments hat aufstreifen lassen, ist hier vereinigt, um die Beziehungen dieses Sagen- und Dichtungstoffes zur bildenden Kunst zu illustriren und dadurch zugleich das Werden und Wachsen der Faustgestalt und der Faustideen im Bewußtsein der Jahrhunderte in einer Weise darzustellen, wie sie sich auf anderem Wege schwerlich erreichen läßt. Allerdings bietet gerade der Fauststoff einer solchen Ausstellung ganz einziges Material. Wohl hat der Meißel altgriechischer Künstler die großen Gegenstände hellenischer Mythologie immer wieder aufs Neue behandelt, aber selbst aus diesem Vorstellungskreise kennen wir keine einzelne Sage, die so oft wie die Faustsage dem künstlerischen Schaffen gedient hätte. Wohl ist der Pinsel christlicher Maler nie müde geworden, die Hauptgrundlagen der christlichen Religion dem Auge zu veranschaulichen, und wohl ließe sich an Kreuzesabnahmen und Himmelfahrten Mariä eine Bilderreihe zusammenbringen, die ohne Gleichen wäre; aber solche Bildwerke religiöser und sakraler Natur, die zur Verehrung bestimmt sind und noch heute für weite Kreise unseres Volkes Weltanschauungsgeltung haben, nehmen eine Ausnahmestellung ein. Bei dem Fauststoff handelt es sich um einen Gegenstand rein künstlerischen Genusses und als solcher steht er in seinen Beziehungen zur bildenden Kunst einzig da. Seine Anziehungskraft entspringt heute wesentlich der Popularität des goethischen „Faust“. Jedem Besucher, der diese Säle betritt, ist das Thema der Bilder bekannt. Ein Jeder kennt Faust, Mephisto, Wagner, Gretchen, Martha und Helena. Jeder kennt die Szenen, in denen Faust in Verzweiflung mit dem Ewigen hadert, die unsterbliche Liebesepisode des Ersten Theiles mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an Auftritten, die die künstlerische Einbildungskraft fesseln. Auf Schritt und Tritt begegnet man Bekanntem, aber in immer anderer, eigenartiger künstlerischer Auffassung. Bald ist sie ernst, bald heiter, bald groß, bald klein,

bald gigantisch, bald spießbürgerlich; bald bewegen wir uns in einer Welt des Wunderbaren, bald ist es uns, als säßen wir daheim in unserer Alltagsstube.

Jeder Gebildete hat einmal Goethes „Faust“ auf der Bühne gesehen und trägt eine bestimmte Vorstellung der einzelnen Gestalten der Dichtung und einzelner Theile des Dramas mit sich herum. Ganz unwillkürlich wird er, was er hier auf den Bildern vor sich sieht, an Dem messen, was sein Bewußtsein enthält, so verschieden auch die Bedingungen sind, unter denen Bühnenaufführung und malerische Schöpfung stehen. Und darin, daß er messen kann, daß er auf Schritt und Tritt genöthigt ist, zu vergleichen und in seinem Innern ein Urtheil abzugeben, daß er nicht nur unvermittelt neben einander stehende Bilder in Massen aufzunehmen hat, sondern, daß sich diese Bilder in einen festen Vorstellungsrahmen einfügen, darin liegt der Hauptreiz einer solchen Sammlung und dadurch wirkt sie unvergleichlich stärker als jene Ausstellungen, denen das geistige Band fehlt. Und welchen Reiz bietet es auch für den tiefer Eindringenden, zu verfolgen, wie der alte Abenteuerer und Professor Faust der Grenzschiede des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sich um- und fortbildet; wie im achtzehnten Jahrhundert ein junger und ein alter Fausttypus neben einander stehen; wie Goethe Beide vereinigt, indem er in der Hefenküche fähn die Brücke vom Alten zum Jungen schlägt, und wie die bildende Kunst sich des goethischen Faust als eines ihrer dankbarsten Stoffe bemächtigt. Erst das Tappen und Tasten, dann einige glückliche Würfe und schließlich ein dunkellockiger Faust mit einem Christusantlig. Wilhelm von Kaulbach bildet ihn zum blonden Germanen um, Engelbert Seibery zum Uebermenschen der That, August von Kreling zum höchsten Ideal der Männlichkeit. Und Mephisto, der Teufel, der einst im Mönchsgewand einherging, dann mit Krallen und Klauen erschien und den Pferdefuß bis in unser Jahrhundert hinüberreitet. Der viehisch grinseude Faun, der satanische Verführer, der alte Hebräer, der lästerne Bod, der galante Libertiner, der stolzirende Soldat, der vornehme Weltmann: sie Alle lösen sich in den malerischen Verkörperungen des neunzehnten Jahrhunderts nach einander ab und in diesen Wandlungen spiegelt sich ein ganzes Stück der Entwicklung wieder, die Teufel und Teufelsglaube in den letzten Menschenaltern durchgemacht haben. Gretchen ist diejenige Gestalt des Faustkreises, die Goethes Ureigenstes ist. Ihre kurzangebundene Art, ihre frische Gesundheit, ihr heller Frohsinn, ihre Freude an Schmutz, Spizen und Tand, ihr ganz und gar nicht sentimentales Wesen, ihre lachenden Augen, ihre kleine Gestalt: Das sind ungefähr die Züge, die man bei Goethe findet. Das blonde Mädchen mit den beiden langen Flechten, die blauen schwärmerischen Augen, das Gretchenmieder und die Gretchentasche: sie stehen nirgends in Goethes Gedicht. Die Tochter der Pfandleiherin ist ein einfaches Naturkind

mit gesundem Mutterwitz und starkem Liebesempfinden. Aber Peter von Cornelius hat ihr zuerst diese blonden Zöpfe gegeben, das Nieder und das halbblange Röschchen und das liebe, kleine Gesicht, in dem es wie Weinen zuckt, weil der böse Mann, dem sie doch so gut sein muß, sich unterfängt, sie auf der Straße anzureden. Reysch und Kaulbach, Seiberg und Konevka haben dann das Ihre dazu gethan. Und als das deutsche Gretchen fertig war, das Rasmberg so hübsch sentimental für ein Taschenbuch gezeichnet hatte, da ist die moderne Prunkbühne gekommen und hat mit ihrem Schwamm die alten Bilder von der trauten Schiefertafel der Kunst wieder weggewischt. August von Kreling und Alexander Liegen-Mayer, Hans Makart und James Bertrand zeigen uns ein Gretchen in Sammt und Seide, ein verführerisches, reifes Weib, das die Blicke der Männer magnetisch auf sich zieht. Adolina Patti und andere Primadonnen als Gretchen in Gounods Oper sind im Grunde schuld an dieser Sünde. So hat uns auch die Prunkbühne ein Stück von unserem Gretchen verdorben. Aber die Einkehr ist nicht uns geblieben; heute sind die Theater auf dem Wege, zu der alten Cornelius-Gestalt zurückzukehren.

Dem schaulustigen Publikum erscheint eine solche Ausstellung wie ein großes Panorama, in dem die selben Gestalten in ununterbrochener Folge in immer neuen Phasen ihres möglichen Daseins, in immer neuen Auffassungen und in immer neuen Verhältnissen vor dem Auge vorüberziehen. Darin, daß es die Lieblingsgestalten des Publikums sind, liegt der Zauber der Ausstellung. Ohne dieses Interesse am Gegenstande scheint eine wahrhaft volksthümliche Kunstausstellung unmöglich zu sein.

Am fünfzehnten August wird die Ausstellung geschlossen. Aber schon sind Maßnahmen getroffen, sie — noch um zweihundert Bilder vermehrt — im November im kölnischen Wallraf-Richard-Museum zu wiederholen. Man darf wünschen, daß auch andere Städte damit nachfolgen, der Goethe-Feier diesen schmückenden Hintergrund und dieses edle Anziehungsmittel zu geben, und daß andere Stoffe gelegentlich die selbe Behandlung finden.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Das wiener Gemeindestatut.

Früher hatten die Straßen Wiens von „Hoch Lueger!“ wider, jetzt von „Pfui Lueger!“ Und der Widerhall wäre noch stärker, wenn sich die Polizei des wiener Bürgermeisters nicht fürsorglich annähme.

Dr. Lueger ist ein kühner und geschmeidiger Agitator, gewandter Redner und genauer Kenner des Wienerthumes, dessen Schwächen er anzunügen verstand wie kein Anderer. Sein Motto ist glühender persönlicher Ehrgeiz; Grundsätze haben ihn nie beengt. Er war Liberaler, dann Demokrat, ist Antisemit und

wäre gern Arbeiterführer. Er hat sich aber im eigenen Netz gefangen. Die Partei, der er durch seine agitatorische Kraft zur Herrschaft verholfen hat, besteht aus zwei Gruppen: den Merikalen, die den Hof zu seinen Gunsten gestimmt, Geld gegeben und mit ihrer Organisation eingegriffen haben, und der alten Gewerpartei (den Hausherren vom Grund), die durch ihr Autochthonenthum, durch Judenhetze und maßlose Versprechungen das Kleinbürgerthum gewann.

So lange der Sieg nicht ersochten war, erschien Lueger als der Allmächtige; beide Parteien ließen ihm freien Spielraum. Anders, als man im Sattel sah. Die Merikalen verlangten ihren Lohn und erhalten ihn täglich und stündlich. Wien ist eine Merikale Stadt geworden. Noch vor zwei Jahren getraute man sich nicht, seine Verbindung mit den Merikalen zu gestehen; selbst die Gregorigs protestirten dagegen. Heute stolziert man bereits damit, Lueger schwärmt für die Konfordschule und die Jesuiten ziehen in Wien ein. Die Hausherren vom Grund aber wollen nun endlich aus dem Vollen schöpfen. Ohne alle Scham wird das Protektionwesen betrieben. Bei der Ernennung der Lehrer und Beamten wird Parteilichkeit offen geübt und hat schon zu Selbstmord aus Verzweiflung geführt. Einige Skandaleschichten wurden nach Möglichkeit verkleistert. Bei der Lösung der Gasfrage hat sich die Verwaltung als technisch untüchtig erwiesen und soziales Verständnis fehlt ihr vollständig. Dabei ist das Verhalten gegen die Minorität und gegen die opponirenden Volkskreise von einer beispiellosen Roheit; die gemeinsten Schimpfworte von der Straße füllen den Gemeinderaths- und Landtagsaal. War eine solche maßlose und rothe Parteiherrschaft an sich Grund genug, um eine leidenschaftliche Opposition zu wecken, so haben in der letzten Zeit besonders zwei Momente die Erbitterung gesteigert. Nach langem Zögern hatte sich Lueger entschlossen, eine Reform des Gemeindefstatutes und der Gemeindevahlordnung einzuleiten, weil im nächsten Jahr der zweite Wahlkörper, in dem die intelligenten Klassen das Uebergewicht haben, zur Wahl kommt. Lueger bangt es um die Majorität. Vielleicht noch ohne Grund. Noch ist die Erbitterung nicht allgemein genug, die Beamten sind an das Kommando gewöhnt, durch Verleihung des Bürgerrechtes werden Wähler truppweise geworben und einige hundert Stimmen lassen sich, wenn man die Wahl geschickt dirigirt, leicht her- oder wegschaffen. Aber eine moralische Niederlage steht zweifellos bevor und man will auch dieser entgehen. Das ist der Ausgangspunkt der Gemeindevahlreform.

Aber Dr. Lueger war in schlimmer Lage. Seine Majorität besteht aus Hausherren und Solchen, die es werden wollen. Er selbst hat sich aber stets auf den Volksmann ausgespielt, hat stets Wahlkörper und Censur bekämpft und wollte den Schein nicht aufgeben. So kam es durch Kompromiß zu einer Komödie. Lueger legte dem Gemeinderath sein „Kolumbasei“, d. h. eine Wahlordnung, vor, die thatsächlich weder Wahlkörper noch Censur enthielt. Das Mittel, durch das ein großer Theil der industriellen Arbeiter entrechtet, dem Kleingewerbe und den von ihm abhängiger Arbeitern das Uebergewicht gewahrt werden sollte, bestand in der Bedingung fünfjähriger Anwesenheit in Wien. Es ist statistisch nachgewiesen, aber auch ohne Statistik Jedem klar, daß das Fabrikpersonal viel zu oft wechselt, als daß es einen fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt nachweisen könnte.

Dennoch war in diesem Entwurf ein ausgesprochen demokratischer Zug, der auffallen mußte. Sollten sich die Hausherrenproben, die Strobach, Gre-

gorig und Furcht, auch selbst mit christlich-sozialen Plebejern vereinigen und von ihnen überstimmen lassen?

Die Erklärung folgte bald nach. Der Entwurf stellte sich als bloßes Scheinmandat dar. Der Gemeinderath Wien hat nämlich nur einen unverbindlichen Vorschlag zu machen. Das Gemeindestatut ist Landesgesetz und wird im Landtag beschlossen. Sobald der Entwurf Luegers im Gemeinderath angenommen war, wechselte die Szene. Lueger ging nach dem Gnadenorte Mariageßell und dann nach Rom, wo ihm Kardinal Rampolla Ruch zu offenem Eintreten für das klerikale Regiment zusprach. Die christlich-sozialen Hausherren aber legten seinen Entwurf bei Seite und ließen einen andern anfertigen, der ihren Wünschen besser entsprach. Daß ihr Vorgehen mit Lueger vorher abgekartet war, geht besonders daraus hervor, daß zum Referenten Dr. Weiskirchner, der ergebenste Anhänger Luegers, gewählt wurde. In dem neuen Statut blieben die Wahlkörper und mit Ausnahme des vierten Wahlkörpers ein Censur bestehen. Die Interessenvertretung, die im ersten Wahlkörper dem Großbesitz, im zweiten der Intelligenz, im dritten dem Kleingewerbe das Uebergewicht gab, wurde aber zerstört und der Censur so verändert, daß die Gewerbspartei in allen drei Wahlkörpern die Majorität erhalten muß. Der Censur wurde nämlich auf fünfzig, zwanzig und vier Gulden Erwerbsteuer herabgesetzt. Ferner wurde die Zahlung einer Personaleinkommensteuer für nicht genügend erklärt und dadurch allen Privatbeamten und Arbeitern, die ein Einkommen über sechshundert Gulden haben, das Wahlrecht geraubt. Die Volksschullehrer wurden aus dem zweiten in den dritten Wahlkörper versetzt, den Unterlehrern das Wahlrecht gänzlich entzogen. Neue Wähler wurden in den öffentlichen Bediensteten geschaffen, auf deren Subordination man bauen kam. Dadurch war insbesondere der Zweck erreicht, daß der zweite Wahlkörper, der Gegenstand der Furcht, völlig desorganisiert wurde. Denn ein großer Theil der Intelligenz — so fast alle Advokaten und Aerzte — gelangt nun, da er fünfzig Gulden Erwerbsteuer zahlt, in den ersten Wahlkörper; ein eben so großer — die Volksschullehrer — in den dritten; durch die Herabsetzung des Censur auf zwanzig Gulden wurden viele Kleingewerbetreibende aufgenommen. Damit war das Uebergewicht der Intelligenz zerstört. Den Arbeitern aber warf man im vierten Wahlkörper ein Almosen hin. Die fünfjährige dauernde Anfähigkeit wurde nach wie vor gefordert; der ganze Wahlkörper sollte zwanzig Vertreter in den Gemeinderath senden (die anderen Wahlkörper je sechsundvierzig) und in die Bezirksvertretung gar keinen. Diese Bestimmung mußte den Arbeitern als purer Hohn erscheinen; und ihre Erbitterung richtet sich hauptsächlich gegen Dr. Lueger, der ganz offen des Gaukelspiels, des Betruges und des Raubes am Wahlrecht der Arbeiter beschuldigt wird.

Das ist das erste Moment, das die Aufregung steigert. Das zweite liegt in der allgemeinen politischen Lage. Das Ministerium Kaiser-Thun hat anfangs vorsichtig, dann immer offener den Staatsstreich versucht und scheint jetzt schon alle Schen zu verlieren. Man mag den Paragraphen 14 des Staatsgrundgesetzes drehen und deuten, wie man will: das Recht, eine Steuer ohne Einwilligung des Parlamentes zu erhöhen, wird aus dem Nothparagraphen nicht entnommen werden können. Für derartige Regierungskünste ist nun überall die Haltung der Hauptstadt von maßgebender Bedeutung. Dem Mittelstand in Wien hat wohl von je her ein

freieres politisches Verständniß gefehlt, weil die Wiener in ihrem Erwerb stets zu sehr auf die „gnädigen Herrschaften“ angewiesen waren. Das heutige Verhalten der in Wien herrschenden Partei aber ist nicht schwach, sondern hinterhältig. Sie stellt sich an die Seite der Opposition und kokettirt mit der Regierung. Ohne die Liebesdienerei Luegers wäre das Regiment des Paragraphen 14 längst abgethan. Der clerikalen Partei ist die Verfassung überhaupt ein Dorn im Auge. Ihr Ideal ist der Absolutismus mit dem Konkordat; und Lueger ist, um seine Herrschaft zu erhalten, ihr und des Ministeriums Thun gefügiger Zuhälter. So hat sich der Kampf gegen Merikallismus und Staatsstreik mit dem Kampf gegen seine Person verknüpft; der Name Lueger ist gleichbedeutend geworden mit Jesuitismus und Reaktion.

Wien, im Juli 1899.

Dr. Julius Dfner.



Ein Kampf ums Recht.

Sinstimmig hat der französische Kassationshof das Urtheil des Kriegsgerichtes gegen den Hauptmann Dreyfus aufgehoben und in wenigen Tagen wird der Prozeß gegen den vielbesprochenen Gefangenen von der Teufelsinsel von Neuem verhandelt werden. Wird Dreyfus — wie es wahrscheinlich ist — freigesprochen, so wird darob nicht bloß in Israel, sondern auch in Deutschland große Freude herrschen; und wenn mir auch der deutsche Enthusiasmus für das Schicksal des erbitterten Feindes Deutschlands vielfach übertrieben erscheint, so mögen doch auch wir im Interesse der Humanität den Sieg der Revision freudig begrüßen. Wie aber, wenn Dreyfus wieder verurtheilt würde? Dann würde die Entrüstung über die französische Korruption groß sein und des Muthes, den der französische Kassationshof gezeigt hat, als er das Urtheil aufhob, obwohl ein Theil seiner Urheber nicht nur den pariser Pöbel, sondern, wie es scheint, auch die Mehrheit des französischen Heeres hinter sich hatte, obwohl also die Richter durch ihren Spruch zu Gunsten der Gerechtigkeit sich höchster persönlicher Gefahr aussetzten, — dieses Muthes würde dann voraussichtlich Niemand mehr gedenken. Und doch dürfen wir fragen, ob wir von unserem höchsten Gerichtshof in ähnlicher Lage die Bethätigung eines gleichen Muthes erwarten können? Nach den Erfahrungen, die ich mit der deutschen Rechtspflege gemacht habe, muß ich es bezweifeln.

Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor einigen Monaten in einer Besprechung des Falles Guthmann auf die unschönen Blüthen hingewiesen, die die aus Frankreich in den deutschen Boden versetzte Pflanze der Staatsanwaltschaft hier treibt. Ich habe mich schon in der vor elf Jahren erschienenen Schrift „Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß“ eben so ausgesprochen und vor fünf Jahren in der Schrift „Wilwals Ztg. Ein Rechtsstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege“ an einem einzelnen Falle gezeigt, wohin die Vorliebe unserer Machthaber für die französische Einrichtung geführt hat. Welche Verfolgungen mir aus dieser Schrift erwachsen sind, wissen die Leser der „Zukunft“ aus meinem Aufsatz „Richterethik“ vom zweiten Februar 1895. Hätten das deutsche Publikum und die deutsche Presse

an dem Schicksal eines deutschen Richters, der für die Gerechtigkeit kämpfte, auch nur halb so viel Antheil genommen wie am Schicksal des französischen Hauptmannes, so wäre meine Sache im Jahr 1892 wohl anders ausgegangen. Die Erwartung, die ich in dem erwähnten Aufsatz ausgesprochen hatte, die württembergische Volksvertretung werde für die Richtertreue eintreten, ist schmählich getäuscht worden; und so mußte ich — entgegen meiner ersten Absicht — wiederholte Versuche machen, den Spruch eines unparteiischen Gerichtes außerhalb Württembergs herbeizuführen. Die Geschichte dieser mißlungenen Versuche findet der Leser in meiner letzten Schrift: „Die Rechtskraft des Verbrechens und der Niedergang der deutschen Strafrechtspflege“, Zürich, Verlag von E. Speidel, 1897. Hier wiederholte ich die Anklage, gegen mich sei in den Jahren 1884 und 1894 das Recht gebrucht worden, und dehnte sie auf eine erkleckliche Anzahl weiterer Richter und Staatsanwälte aus, die seitdem mit meiner Sache befaßt waren. Ich übersandte die Schrift dem württembergischen Justizminister und sprach dabei die Erwartung aus, er werde durch Stellung des gerichtlichen Strafantrages dafür Sorge tragen, daß entweder meiner Ehre oder der Ehre der von mir angegriffenen Beamten Genugthuung zu Theil werde. Der Minister erwiderte mir aber, daß er sich „zu einem Einschreiten nicht veranlaßt gesehen“ habe. Erst als in einem — nicht ohne mein Zutun — erschienenen Artikel der „Schwäbischen Tagwacht“, des Blattes der württembergischen Sozialdemokratie — die übrigen Blätter Württembergs hatten die Schrift totgeschwiegen — das Ministerium auf seine Pflicht hingewiesen wurde, die Ehre des richterlichen Amtes zu vertheidigen, erfolgte die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens gegen mich in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt.

Damit war mir zum ersten Male die Aussicht eröffnet, meine Sache außerhalb der schwarzrothen Grenzspähle verhandelt zu sehen. Denn zu dem Ehrengericht der württembergischen Anwaltskammer hatte ich angeichts der in ganz Deutschland bekannten württembergischen Bettenwirthschaft und der württembergischen Parteiverhältnisse von vorn herein wenig Vertrauen. Ein Organ der schwäbischen Volkspartei nahm freilich, als die Nachricht von dem gegen mich eingeleiteten Verfahren bekannt wurde, den Mund sehr voll und forderte den Justizminister auf, die Einstellung eines Verfahrens zu veranlassen, das mit einer Blamage der Regierung endigen müsse. Aber das Blatt kannte seine eigenen Leute nicht. Als einige Monate später das Urtheil des Ehrengerichtes verkündet wurde, das mir wegen angeblicher Verletzung der Berufspflicht eine Geldstrafe von zweitausendfünfhundert Mark auferlegte und dessen Verfasser der von mir (vergeblich) abgelehnte Führer der schwäbischen Volkspartei, der württembergische Eugen Richter, Rechtsanwalt und Kammerpräsident Payer, war, da erlaubte sich das selbe freisinnige Blatt nicht nur kein Wörtchen der Kritik oder des Tadel's mehr, sondern lehnte eine Einsendung, in der ich auf den hervorragenden Antheil des genannten Volksmannes an dem gegen mich ergangenen Urtheil hinwies, mit der Begründung ab, bei dem ihm bekannten vortrefflichen Charakter des Herrn Payer könne es einen Artikel nicht aufnehmen, der dessen Unparteilichkeit in Zweifel ziehe. Von dem württembergischen Ehrengericht also erwartete ich nicht viel; immerhin vertheidigte ich mich so, wie wenn ich einem unparteiischen Gericht gegenüber stände. Die staatlichen Gerichte, mit denen ich bis dahin zu thun gehabt hatte, befolgten meiner Vertheidigung oder vielmehr meinen Anklagen gegenüber eine überaus einfache Praxis: sie schwiegen sie

tot und sparten sich die Widerlegung dadurch, daß sie Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit anregten. Um diesmal dem Totschweigen vorzubeugen, hatte ich das Gerippe meiner Vertheidigung zu Papier gebracht und wollte das Schriftstück, nachdem ich den Inhalt mit den erforderlichen Erläuterungen vorgetragen hatte, auf den Tisch des Ehrengerichtes niederlegen. Der Vorsitzende verzweigte aber die Entgegennahme, weil das Verfahren ausschließlich mündlich sei: ein klassisches Beispiel dafür, wie man ein im Interesse der Gerechtigkeit aufgestelltes Prinzip durch Ueberspannung recht wirksam auch im Dienst der Ungerechtigkeit verwerthen kann! In den Gründen des Urtheiles wurde denn auch wieder die Methode des Totschweigens angebracht und Alles, was ich in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung zum Nachweis dafür angeführt hatte, daß das Recht zu meinem Nachtheil gebeugt worden sei, als „mehr oder weniger verunstaltete Ausführung“ ohne den geringsten Versuch der Widerlegung bei Seite geschoben, — übrigens wiederum unter Aeußerung sanfter Zweifel an meiner geistigen Gesundheit.

Gegen dieses Urtheil erhob ich unverzüglich Berufung an den Ehrengerichtshof, der aus drei Mitgliedern des Reichsgerichtes und drei beim Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälten unter dem Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten gebildet wird. Von der Unparteilichkeit, die ich von den richterlichen Mitgliedern des Hofes erwarten durfte, hatte ich zwar schon einen bedenklichen Vorgeschnack erhalten. In der Schrift „Die Rechtskraft des Verbrechens“ habe ich einen Beschluß des Ersten Strafsenates des Reichsgerichtes mitgetheilt. Ich hatte in einem der gegen mich anhängig gemachten Prozesse die Mitglieder des württembergischen Oberlandesgerichtes als befangen abgelehnt, weil sie, um zu meinen Gunsten zu entscheiden, anerkennen mußten, daß sie oder ihre Kollegen sich früher gegen mich eines Verbrechens schuldig gemacht hätten. Dieses Ablehnungsgesuch war vom Ersten Strafsenat in dem genannten Beschluß verworfen worden. Die Begründung führte aus, daß die abgelehnten Richter als „Männer von intaktem Charakter“ das in Rede stehende Verbrechen überhaupt nicht begangen haben könnten. Einer solchen Logik gegenüber war freilich jede Vertheidigung aussichtslos. Doch der Ehrengerichtshof bestand ja nicht (oder nicht nur? Ich weiß es nicht) aus Mitgliedern des Ersten Strafsenates, ich hielt daher ein unparteiisches Verfahren immerhin für möglich und unternahm deshalb die Reise nach Leipzig, um meine Vertheidigung persönlich zu führen. Mein Vertrauen sollte abermals bitter getäuscht werden. Der Berichterstatter und der Vorsitzende machten vom ersten Augenblick an nicht im Geringsten Pehl aus ihrer Voreingenommenheit; und wenn diese Beiden gegen den Angeklagten Partei ergreifen, so ist es gewöhnlich schon um ihn geschehen. Ich habe sofort nach der Verhandlung einen Bericht, der sich streng auf das Thatsächliche beschränkt, niedergeschrieben. Der Leser findet ihn in der Erklärung, die ich nach Bekanntgabe des Urtheils in der münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom achtundzwanzigsten Mai dieses Jahres (Nr. 146, drittes Blatt) veröffentlicht habe. Ich recapitulire die Thatfachen daher hier nur in aller Kürze. Der Berichterstatter eröffnete seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß er zu zeigen haben werde, wie ich mich „in die Vorstellung, daß mir Unrecht geschehen sei, hineingearbeitet habe“. Die vom Gesetz geforderte Benennung, die dem Angeklagten „Gelegenheit zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatfachen geben soll“, unterblieb ohne Angabe von Gründen. Meine schriftliche Rechtfertigung der Berufung, aus der für jeden Unbefangenen die

Rechtswidrigkeit meiner Verurtheilung klar werden mußte, wurde vom Vorsitzenden zurückgewiesen, meine Beweisantretung, die von einem hohen württembergischen Richter die Ablegung eines für mich sehr wichtigen, für ihn sehr unangenehmen Zeugnisses verlangte, als unerheblich verworfen. Meine auf unwiderlegliche Thatfachen begründete Ausführung, daß der Berichterstatter des stuttgarter Ehrengerichtes von mir mit Recht als befangen abgelehnt worden sei, erklärte der Vorsitzende für Unfinn; und als ich daran ging, dem Gerichtshof den schlagenden Beweis dafür zu erbringen, daß der Staatsanwalt, den ich beleidigt haben sollte und auf dessen Beschwerde zum ersten Mal gegen mich das Recht gebeugt worden war, sich der großen Verfehlung schuldig gemacht habe, die ich ihm (in schonendster Form) zur Last gelegt hatte, da versuchte der Vorsitzende, mich niederzuschreien, und bereitete durch sein Gebahren die Wirkung, die ich mir bei unparteiischen Richtern von meinen Ausführungen versprochen hatte.

Daß meine Berufung verworfen wurde, und zwar mit einer Begründung, die abermals meine ganze Vertheidigung todschwieg oder, weil man sie nicht widerlegen konnte, auch wieder kurzer Hand für „verkümmelte Ausführungen“ erklärte, versteht sich nach Alledem von selbst. Es erging mir hier, wie es mir auch früher erging: wäre mein Recht weniger klar gewesen, so hätte ich eher eine Freisprechung erzielen können; die beißenden Richter konnten dann, ohne die Höflichkeit gegen den Präsidenten zu verletzen, ihre abweichende Meinung zur Geltung bringen (und daß wenigstens der Eine oder der Andere abweichender Meinung war, ist, wie meine Veröffentlichung in der „Allgemeinen Zeitung“ näher darlegt, mindestens wahrscheinlich). Wenn aber der Vorsitzende Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärt: wie können da die Beißer ohne Unhöflichkeit sagen, daß Schwarz schwarz und Weiß weiß sei? Jedes Votum für meine Freisprechung wäre die schärfste Verurtheilung des Verhaltens des Präsidenten gewesen, — und wo wäre da die Kollegialität geblieben?

Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“, die durch Aufnahme meiner Erklärung ihre Unabhängigkeit und einen nicht hoch genug anzuschlagenden Muth bekundet hatte — kein württembergisches Blatt wagte, die Erklärung abzubringen —, hat ihr die Bemerkung vorausgeschickt: für die gegen den Präsidenten des Reichsgerichtes erhobenen Vorwürfe müsse selbstverständlich der Verfasser allein die Verantwortung tragen. Diese Verwahrung war subjektiv vollständig gerechtfertigt, objektiv hat sie sich als überflüssig erwiesen: bis heute ist, obwohl ich die Nummer der „Allgemeinen Zeitung“ dem Reichsgerichts-Präsidenten selbst zusandte, kein Wort der Erwiderung erfolgt. Ein heimliches ehrengerichtliches Verfahren kann man nicht mehr gegen mich einleiten, da ich sofort nach Empfang des Urtheils dem württembergischen Justizministerium angezeigt habe, daß ich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft aufgebe und auf die Ehre, Kollege der württembergischen und leipziger Ehrengerichter zu sein, verzichte. Was aus dem Schweigen des Präsidenten und der Richter des Ehrengerichtshofes folgt, unterlasse ich, auszusprechen. Der Leser kann das gegen mich beliebte Verfahren selbst würdigen und mag sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob die in meiner letzten Schrift erhobene Klage über den Niedergang der deutschen Strafrechtspflege begründet war oder nicht, — und ob wir Deutschen Ursache haben, auf die französische Rechtspflege hochmüthig und mitleidig herabzusehen.

Ulm.

Gustav Pfizer.